

1929



K l i n g s o r

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

6. JAHR

JANUAR 1929

HEFT 1

Zum sechsten Jahrgang!

Das erste Jahrzehnt unserer Zeitschrift ist verflossen. In beinahe sechzig Heften trat eine Fülle von Aufsätzen, Stellungnahmen, Kritiken, Dichtung und Schau, zuerst aus kleinstem Kreise zu Wenigen, nun schon längst aus vermehrtem Arbeitszirkel zu Vielen. Wie *es anfangs geplant* war, durch eine Auslese der Mitarbeiter *und* Leser zu wirken, sichtlich und sondernd der Zeit und der Wahrheit im *Geistigen* zu dienen, bemühten wir uns fünf Jahre lang oft durch Hemmnisse. Viele Gedanken, die hier zuerst laut wurden, Vorschläge und Richtungsgaben, drangen durch die Leser ein in das Bewusstsein der Öffentlichkeit, tauchten dann dem *Leser* mundgerecht *geformt* in der Presse auf und ziehen ihre Kreise immer weiter. Wie viel aber wurde überlesen, liegt heute noch unerkannt da. Es fehlt der Mann, der nun uns gegenüber sichtlich und sondernd aus unserem Speicher das birgt, was weiterer Aussaat wert ist.

Wir wollen ihn nicht rufen. Er wird kommen, wie sich langsam die Anteilnahme für unser Wollen und Denken regte, wie mancher, den ein Wort in diesen Heften überraschte und ergriff, plötzlich noch mehr Bedeutsames in ihnen fand, als er neugierig weiterforschte.

Fehler und Irrtümer sind uns nicht erspart geblieben. Sie sind wie Äste, die ihren Trieb sehnstüchtig nach Freiheit oft zu weit schießen liessen, bis er schon ins Dunkel zurückdrang, und die ihn dann wieder aufwärts kehrten, in scharfer Knotung sich neu fanden zum alten Ziel.

Ohne Frage an die eigene Geltung, im Bemühen, zwischen Irrtum und Alltag der Wahrheit zu nahen, des Lebens Tiefe inniger zu erspüren, mögen sich auch die nächsten fünf Jahre des Klingsor vollenden!

Heinrich Zillich

Die deutsche Sendung

Rhapsodische Bemerkungen von Heinrich Jiffel

Das irredentistische und nationale Streben rechtfertigt sich damit, daß jede Nation ein Recht habe sich staatllich zu organisieren und selbst zu regieren. Damit wird aus dem Ideenkreis der französischen Revolution der Gedanke der Volkssouveränität territorial verstofflicht und lebendig gemacht. Der Staat als Organisation rückt hinter die Nation als Einheit. Sein Gebiet ist das Siedlungsland des Volkes.

Die Schwierigkeit bei der Durchführung dieser — vorweggesagt: verlockenden, geistig schematischen und nicht eben großen Idee liegt darin, daß in weiten Strichen Volk mit Volk verzahnt siedelt, nationale Minderheiten durchsetzt oder umfaßt von einer andersvolklichen Mehrheit. Diese Gemeinsamkeit der Heimat verhindert auch schon in der Theorie eine gerechte Grenzlegung. In der Praxis vermehren sich die Schwierigkeiten. Jede Nation, auch wenn sie sich zu dieser Richtlinie bekennt, wird Ungenauigkeiten der Durchführung verzeihen, sobald sie ihr materiellen Nutzen bringen. Hiemit ist aber die Idee des Nationalstaates schon durchbrochen, aus deren genauester Durchführung sich erst all das ergäbe, was an pazifistischen Hoffnungen

darán geknüpft wird. Nur die gegenseitige Achtung der nationalen Staaten könnte einen Krieg unmöglich machen. Aber dieser Idee fehlt die wahrhaft aus dem Leben dringende Selbstverständlichkeit und Entwicklungsmöglichkeit: sie ist überall im Gegensatz mit den wirtschaftlichen Strömungen, deren Richtung und Vereinigung sich nicht einmal den staatlichen und gar nicht den nationalen Gliederungen anpaßt; sie ist gemacht aus einer Überlegung, einer Ausflucht des Verstandes, sie ist ungenial, weil schematisch.

Es ist zum Überdruß betont worden, daß das gesteigerte Nationalgefühl des letzten Jahrhunderts schuld hat an dem Anwachsen des nationalen Gedankens und seiner Probleme, die so unendlich neu nicht an sich sind, sondern durch die Art wie sie empfunden werden, daß man sehr wohl die Unzulänglichkeit der rettenden Ideen wie Nationalstaat, Minderheitenschutz verstehen kann.

Hinter jeder Politik steht unsichtbar und letztlich bestimmend die innere Bindung der regierenden Gemeinschaft. Als, nach der Entartung des Absolutismus, durch die französische Revolution — die eine Machteinkerbung des allgemeinen Menschlichen und Unzulänglichen war — zur regierenden Gemeinschaft die Allgemeinheit in größtmöglicher Ausdehnung wurde, der Jedermann, fiel auch die bestimmende innere Bindung auf ein allgemein verständliches Niveau. Religion wurde — ob Wissenschaft und „Fortschritt“ der Anlaß dazu war, ist hier gleichgültig — ersatzbar und damit tot. Noch hielt sich in den Kirchen und in Vereinzelteten ein Rest, der heute zu erglimmen scheint. Wissenschaft wurde Forschung, Erfahrungshäufung, Philosophie materialistisch, Dichtung Beschreibung. Was aber in diesem Wertsturz der Welt auf rechenhafte Beziehungen eine ungeahnte Heiligung erfuhr — allerdings auch nur eine Heiligung wie sie Krämern beschieden ist — war die Nation. Der Einzelne galt nurmehr in der Masse, als Massenteil. Masse findet sich dort, wo Gleichförmigkeit so sehr als Wert empfunden wird, daß alles Andersartige, weil es Probleme weckt, Feindschaft erregt. Die größte Massenverbundenheit, die so entgeistert noch gefühlt wird mit einem Restchen mystischen Gehalts, ist die Nation; dahinter folgt auf der letzten Stufe menschlicher Sympathie, dort wo der nackte Zweck seine idealen Blüten treibt: die soziale Schichtung. Aber dieses Restchen mystischen Gehalts, das von einer tiefen Volksverwurzelung — wie sie groß und geistig heute etwa in Stefan George und A. G. Boding lebt — übrigblieb, genügte, um die Übertreibung und Verabsolutierung des Nationalgefühls zu ermöglichen bei einer Masse,

die religiöses Bedürfnis nur noch an einem sichtbaren Gegenstand auswirken konnte.

Die Irrung der Völker darüber, was ihren Wert ausmacht, ihre Angst vor der geistigen Auseinandersetzung mit den anderen gaukelte ihnen vor, daß die einfache Bestandsmehrung der äußeren Macht einer absoluten Wert habe. In gerader Folge müßte eigentlich jeder Nationalstaat dann sein Ziel erreicht haben, wenn er alle übrigen ausgerottet hat. Und nur die Unzulänglichkeit dieses Triebes — der in solcher Steigerung immerhin beachtenswert wäre — schwächt seine Kraft dahin ab, sich mit dem vorgezeichneten Nationalterritorium zu begnügen, wobei natürlich kleinere oder größere Übergriffe durchaus in der Richtung des Kompromisses liegen.

Die Folge davon ist, daß wir auch das Erbe einer großen Kultur zu verlieren beginnen und uns zersplittern um Fetzen von Ländern deren Entnationalisierung erst begann, als wir das eigene Nationalgefühl übertrieben. Der Gedanke der nationalstaatlichen Gliederung ist da ein Rettungsmittel, eine instinktive Abwehr der Ideen, die damit scheinbar aufs schärfste durchgeführt werden. Jedem Volk ein Staat dann hat keines mehr etwas zu verlangen. Und jeder Minderheiten einen Staatserfatz, damit sie ruhig sei. Das ist auch die staatsmoralische Forderung der Gegenwart.

Dieser Forderung widerspricht — soweit es sich um den Nationalstaat (nicht um das Minderheitenrecht) handelt — nicht nur die weltumfassende und -zusammenfassende Tendenz der Wirtschaft, die sie immer weniger, genährt von der Technik, an den staatlichen Gliederungen ausrichtet und immer mehr zum angleichenden Mittel der Neuze aufwächst, widerspricht nicht nur die proletarische Bewegung (allerdings nur solange, als sie um die Regierungsmacht kämpft), sondern auch der ausgeweitete grenzüberschreitende Geist eines freien und bewußten Menschentums. Dieses übergreifende Menschentum — man könnte sagen: die Phantasie der Menschheit — erfährt es aus einem einwohnenden Gefühl für die Totalität der Welt nicht, daß sich in der Eingrenzung der Menschen nach Gebieten und Sprachen ein endgültiges absolutes Gesetz auswirken soll. Denn im Staate — wie immer man ihn begründet — äußert sich nur dem dumpfen Fanatismus die lehnbefugene Gewalt. Und erst dort wo die staatliche Gewalt als Inbegriff der Göttlichkeit erscheint und die göttliche Sendung welt herrlich vorleuchtet wie die früheren deutschen Kaiser, wie etwa der Staufer Friedrich der Zweite, wird das räumliche Staatsgebiet nebensächlich und dab-

groß und vor allem nationalübergreifend (nicht trennend) genug, um in der irdischen Unzulänglichkeit den Vergleich der Totalität wenigstens fühlen zu lassen.

Die notwendige Größe in der Wirklichkeit, jene sinnbildliche Machtleihe vom Absoluten und zu dessen Vergleich auf Erden geht den modernen Nationalstaaten ab, obgleich sie sich auf eine gottgeordnete Einheit, das Volk berufen. Denn dieses Volk ist nicht durch sein Volkhaftes, durch sein Eingeborenes — obschon dies in der Organisation immer mehr oder weniger durchschlägt — Träger des Staates, sondern durch seine Zahl, durch sein Meinen, nicht durch sein geistiges Sein: nicht durch die Idee. Daher liegt auch folgerichtig der Schwerpunkt der staatlichen Tätigkeit im organisatorischen Handeln, in der Politik, ganz wie bei einem Kaufmann in den Geschäften, während sie bei den früheren Kaisern in der Idee des Kaisertums lag, in sich selbst beruhte. Der Machtverlust des Kaisers war gleichzeitig der Ideenverlust der Menschheit. Gegen das Adlige siegte das Selbstsüchtige, gegen die Einheit das Territorium, gegen die Menschheit die Nationen. Und wo wir heute an der letzten Folge dieser Entgeistigung halten, wo der Pendel wieder zurückschlägt, ist es bezeichnend für die Furchtbarkeit unseres Sturzes, daß nicht die raumübergreifende Idee der Einheit, der menschliche Vergleich zum göttlichen Eins in die Bestrebungen einzieht, die die Zerrissenheit verringern wollen, sondern die kaufmännische Erwägung der Nützlichkeit. Daher die bei allen Bezeugungen nur praktische, nach den augenblicklichen Kräften eingestellte beschwichtigende, nicht aber schaffende Arbeit des Völkerbundes; in dem allerdings wie selbst im verlottertesten Staatsgebilde auch ein Fünkchen dessen glüht, was vom Feuer der gottgewollten menschlichen Einheitsstaatsidee zur Zeit noch (oder schon wieder) da ist.

Wie aber dieses „Noch-da-ist“ bezeugt, daß die letzte Stufe des Verfalls, nicht erreicht wurde und, weil wir Menschen extremlose Ungleichheiten zwischen dem Gegensatz Gut und Böse sind, niemals erreicht werden kann, ist auch im Widerpart des Nationalstaates, im Volk der wirkliche geistige Baustein da. Natürlich Volk aufgefaßt als das göttlich-Bleibende, Essentielle, Vitale, das im Begriffe deutsch steht.

Es wird hier am Rande sein, auf einen Aufsatz von Gerhard von Mutius zu verweisen, der in dieser Zeitschrift (April 1928) erschienen ist und aus den gleichen Erkenntnissen, die die meinen wesentlich beeinflusst haben, aufzeigte, daß Volkstum immer einen religiösen Kern

enthält. Wobei unter Volkstum nicht eine gleichförmige Menge von Menschen verstanden ist, sondern der erlebte und gefühlte Eigengehalt eines Volkes.

Dieser wurzelt niemals im Irdischen, sondern ist Schickung. Glied eines Volkes zu sein ist unentrinnbares Erbe, dem man wohl durch sein Handeln, nicht aber — ist man darin einmal wirklich lebend und lebendig geworden — durch seine Art widersprechen kann. Nun kann die persönliche Wahrnehmung dieser Bindung ganz gering sein, kann abgeleitet sein von Außerlichen und Belanglosen, in dem sich ein Volk ein Heim schafft, vom Staat, von der Stadt, von der Partei, von der Klasse. Wenn aber all dieses vag ist; gemessen an dem sichtbaren Träger des Volkstums: dem Volke zu gering, wie bei den Deutschen, von denen höchstens zwei Drittel im Reiche wohnen, so wird im gegebenen Augenblick der Selbstbestimmung das Gefühl für das Volkstum, und dieses selbst sich von allen Verkörperlichkeiten lösen und Geist und Ziel und Idee werden. Jedes wahrhafte Geistige ist raumlos, mag es auch, um lebendig zu werden, räumlich entsprossen sein. Es kann aber überlagert werden von materiellen Einzelbestrebungen, es kann sich zum Interesse erniedrigen. Und so verknechtete sich auch das Nationalgefühl zu einem Firmengefühl für eine sehr deutlich auf Gewinn gestellte Unternehmung.

Diese Unternehmung ist für die Deutschen zu klein geworden. Die Aussicht ist hoffnungslos, die Aktien, die im Nationalstaat jedes Volksmitglied verkörpert, in eine Hand zu bekommen. Das Schicksal erlaubt es diesem Volke nicht, in solcher veräußerlichten Weise der nationalen Konsolidation gemeinsam zu werden. Und nun wurde nach dem Kriege durch gleiche Schickung, die ein Lichtstrahl erleuchtet, das Volksgefühl der Deutschen raumhaft frei, nachdem ihre Sitze schon vorher verstreut worden waren. Man weiß als Deutscher, daß den deutschen Zusammenhalt nicht gemeinschaftliche Rechtsgüter beweisen, sondern ein Tieferes. Nennen wir es — indem wir zur Quelle zurückschreiben, wo das Nichtzunennende ist, wie Faust zu den Müttern untertaucht — „sie kein Ort noch weniger eine Zeit“ — nennen wir es: das Deutsche.

Wir nennen es so, weil es das wahrhaft Gemeinsame ausdrückt ohne zu sagen was es ist. Dieses Gemeinsame wird empfunden. Nur weil es nicht zu erklären ist, ist es das Lebendige, von Ort und Zeit Unabhängige.

Mutius bezeugt nun, daß diese sich klärende Weltverbundenheit

der Deutschen den Grund lege zu einem ökumenischen Bewußtsein, das nicht allein auf die Deutschen beschränkt ist, die also damit einer umfassenden Sendung dienen. Dies alles aufs nachdrücklichste bejaht — deuten doch noch andere Zweige des deutschen Wesens auf die gleiche Aufgabe, fordern und erhöhen sie sogar ins Staatliche, das allerdings dann auch der Unzulänglichkeit entkleidet wird, darin es sich heute erschöpft.

Man wird einwenden, daß jedes Volk solcher gemeinschaftlichen Tiefenverbindung teilhaft ist. Gewiß, aber keines hat es nötig, sich über mehr als 15 Staaten zu erheben, um sich über allen erst zu finden. Jedem anderen Volke, mag es noch so fern von seiner nationalen Selbstständigkeit sein, ist die Hoffnung auf kleine Verschiebungen zwischen den Gebieten der „Nationalstaaten“ möglich, durch die es zu ungunsten eines anderen sich befriedigen kann. Zugegeben, auch Deutschland hat solche Aussichten, es kann Österreich, die deutschen Teile Polens, der Tschechoslowakei, Frankreichs und den einzigen Fleck deutschen Südens: Bozen einkörpern, wenn es nächstens das Zufallsspiel des Krieges gewinnt. Aber das sind die an die Erde gefesselten Atemzüge des deutschen Staates, nicht die des deutschen Volkes. Das sind Antithesen auf Thesen im Staatenstreit, das ist nicht die deutsche Synthese, die allerdings anderen Völkern versagt zu sein scheint. Denn selbst wenn man das Schicksal der vielen Auslandsdeutschen schwarz bewertet, selbst wenn man die Entvölkerung der Deutschen in den Randstaaten Rußlands, in Rußland, im Balkan innerhalb zehn Jahren als vollziehbar annähme, es dann nur noch die Grenzlandsdeutschen gäbe, die ein siegreiches Deutschland sich angliederte und damit ein reißloser Nationalstaat würde: diese äußerliche Erfüllung wäre auch dann nicht genug. Sie wäre endlich, weltlich, undeutsch.

Denn — und wir schreiten zum zweitenmal ins Unbenennbare — wo wäre jemals die deutsche großgefühlte Staatsidee an Staatsgrenzen gebunden, wo wäre sie in den Zeiten der mächtigsten Blüte nicht welttotal gewesen und hätte nicht selbst in ihrer unzulänglichen Fortsetzung jenes tiefe Mißtrauen gegen jede Eingrenzung bewahrt und bewahrt, das noch Österreich zum staatlichen, vor allem aber kulturellen Führer und Begnader Osteuropas gemacht hat. Wo aber hätte deutsche Herrschaft je das Maß so weit verloren, wie heute die demokratischen Staaten, und fremdnationale Minderheiten so schwer gepreßt. Sie siegte kulturell, weil sie dies wollte und nicht die Nebensächlichkeit der nationalen gleichen Glanz.

Wenn jemals der deutsche Nationalstaat entsteht, wird ihm auch unabwendbar der Osten zufließen — wie er auch heute, von Anfang an, seiner Geistigkeit offen ist. Dieser Einfluß ist der vom Grund auf zufließende, nicht wie der französische durch Salons und in Allüren zugesicherte, der sich in der Oberschicht der Völker zeitweilig hält, aber nicht lebendig schaffend bleibt. Der deutsche kulturelle Einfluß geht von Mensch zu Mensch; er läßt sich in fremde Sprachen übersetzen; so ist die Kultur Ungarns, der Tschechen eine wesentlich deutsche, übertragen und abgewandelt in die landschaftlichen Sprachen, aber doch nur ein Dialekt des Deutschen, das dem Europäischen gleicht. So stark ist diese Durchströmung, daß selbst die deutsche Sprache in den von ihrem Geiste genährten Gebieten als Verkehrssprache verwendet wird und zwar im breiten Alltag des Lebens, nicht im Salon. Jeder Straßenseher im Osten spricht einige Brocken deutsch, nur die Diplomaten reden französisch, Zeichen dessen daß sie in geschlossenen Zimmern amüfieren. Wie? — wird man einwenden — auch der Laufbursche in Kalkutta redet englisch; ist nicht die englische Ausdehnung der deutschen in Osteuropa ähnlich, nur auf weitaus größere Gebiete gebreitet und hat sie nicht, unterstützt sogar durch Staatsmacht, der ökonomischen Sendung des Deutschthums den Rang längst abgelaufen?

Darauf zu antworten genügt der Hinweis, daß englisches Imperium nie austrat als Diener einer überwältigenden geistigen Idee, die völkerverbindend wirkt. Englisches Imperium leidet an der Überwertung der eigenen im Augenblick gegebenen Art. Wenn es daran leidet zu glauben, die Welt bedürfe seiner als ordnenden Geist, so steckt dahinter wahrhaft diesseitig die pietistische Frömmerei der Selbstgerechtigkeit, die dieses Volk mit sich schleppt wie die Franzosen die Eitelkeit des Habits. Das Englisch des Laufburschen in Kalkutta ist eine Handelsaufance, das Deutsch des Straßensehers in Bukarest Beweis für eine kulturelle Abhängigkeit, gleich dem Unterschied zwischen den Eroberungsmotiven eines Eduard VII. und eines Hermann von Salza.

Die Franzosen haben mit der Zerstörung der Kaisergräber in Speier gezeigt, was ihnen fehlt und was sie meistern kann, wovor sie sich fürchten und daß die deutsche Idee — denn die lag in jenen Gräbern — ihnen furchtbar ist. Nur haben sie französisch dagegen angekämpft. Solange der Staat und das Volk für das momentan Wirkende steht, für die leere Macht, solange es um das „Epigramm“ geht — das ihren Staatsmännern und Dichtern nach Savage Landor allein gelungen ist — sind sie Meister. Das heißt: solange die über-

greifende Idee des Reiches von den Deutschen verraten wird. Das Epos, das eigentlich anfangs- und zeitlose, haben sie nicht verstanden. Und die Engländer, Mittelsleute zwischen ihrem Geist zu dem der Deutschen, kennen das Drama: die Steigerung und den Aufstieg aus dem Gegebenen und den Sturz ins gleichbleibend Gegebene. Sie stehen heute tief im 4. Akt.

Niemals aber ist im deutschen geistigen Leben der Traum und der Drang vom Völkerübergreifenden, von der Totalität der Welt vergessen worden. In jeder Staatsform, selbst in so straffer Fassung wie es die preußische war — die nicht ohne Sinn der im Grunde undeutsche Friedrich erfüllte — war nur ein Teil dessen eingeheimst, was eben deutsch ist. Die große Befruchtung zur Geschichte durch die göttliche Staatsidee geschah den Deutschen in Rom. Aber Rom haben auch andere Völker in der Hand gehabt, „die Kure, die sich geil jedem ihr nahenden Mann anbietet“, keinem wurde sie Maria wie den Deutschen, keines nahm hier das Erbe eines toten Weltreiches auf sich und schuf es in ein viel Größeres um: in das Reich.

Kein Volk ist im Laufe seiner Geschichte von der Vorsehung so gnadenvoll unterstützt worden, dieses Reich, zeitlich verloren und niemals ganz vollendet, als geistiges Ziel zu bewahren und ausreifen zu lassen. Jede rasch geltende Form, die den Franzosen so gefällig ist und den Engländern so straff liegt, war hier verachtet, wenn man auch in der Not und Prüfung darnach schrie. Der Inhalt war immer zu umfassend dazu. Form eingeleitet phonetisch von dem Laute F, dem Leute der Erfüllung, dem Laute, der „Vater“ und „Frucht“ durchweht, gewährt sich nur dort, wo etwas voll wurde. Franzosen und Engländer wurden es schnell und zeitig, weil ihr Inhalt leichter ist.

Die deutsche Erfüllung liegt höher und daher sind die deutschen Fehler auch ärger. Jedermann empfindet Eigennutz bei den Deutschen als schmachvoller krasser und aufdringlicher als bei den andern Völkern, obwohl er an sich gar nicht ist. Aber diese Veräußerlichung ist ein Abfall, ist Verrat bei den Deutschen — das fühlt selbst der Gegner. Die Verachtung, die den Deutschen in manchen Zeiten entgegentrat, hat hier ihren tiefen Grund, der anzeigt, daß den Deutschen ein eigenes Maß gebührt.

Man streift dem deutschen Volk kaum ab, der größte Umschlagsplatz, der große Stapelplatz und zugleich Acker jedes geistigen Guts zu sein. Alle geistigen Güter sind unter einander verwandt. Die Deutschen ziehen auch das geistige Gut der Politik ein, das die Klein-

händler verstreut haben. Zu jeder Zeit holten sie es zurück, denn es war ihr Gut, das da vertan wird: die europäischen Staaten haben ihre verbläbte Legitimität vom Reiche genommen. Was da verschleudert wurde aus der großen Idee, floß zurück in den deutschen Traum. Ewig geblendet von der großen Vision, die sie unbewußt erfüllte, waren die Deutschen in der kleingewordenen Politik ungeschickt. Daß sie das Reich im Mittelalter verloren, bedeutet nur so viel, daß die Zeit zu klein wurde für die Idee, die immer zu groß ist. Aber die Zeit ist verloren ohne Idee; sie kehrt zu ihr zurück.

Was aber bedeutet dies alles? Macht nicht Europa, nicht Asien, Afrika, Amerika, Rußland dieses zur leeren Phantasie? Die Realität der Kontinente erdrückt sie dies nicht? Ist es nicht deutscher Hochmut, aus der politischen Ohnmacht geboren, was hier geäußert wurde?

Nein, denn es besagt nichts als dies: daß die Konsolidationsbestrebungen, die Europa heute aus nacktem Eigennuß verfolgt, leer bleiben, höchstens für kurze Frist durchgeführt werden, wenn nicht eine Idee übernützlicher Art, wenn nicht der religiöse Geist des Reiches in sie einschließt. Dieser Geist wird von den Deutschen verwaltet. Sie allein sind das kosmopolitische Volk, sie allein können ihn, ausgestreut in mehr als 15 Staaten, ausleben durch das Mittel ihres sich von Jahr zu Jahr bewußter werdenden Volkstums, wobei das Volkstum nur der Träger der Idee, nicht die Idee selbst ist. Die Einheit ihres Volkstums verwahrt eben die Idee, die es selbst und die anderen umschließt. Und weil es sich darin vollendet, daß es überfließt, ist es auch der geistige Schöpfer, auf dem allein sich Pan-Europa oder wie wir es nennen wollen, aufbauen kann, wobei dieses Pan-Europa die innere Verechtigung nur dann hat, wenn es sich zur geeinten Welt, zur Pan-Erde zu weiten strebt.

Dieses Streben hat ebenso wie das Streben zu Pan-Europa einen Gleichklang in den Nützlichkeitsbestrebungen zu Pazifizierung der Erde, wie sie im Völkerbund geradezu börsemäßig sichtbar werden. Aber ein solcher Gleichklang ist bloß der unserer Zeit und den Nationalstaaten gemäße und von ihnen erfassbare Ausdruck der tieferen Bewegung. Die Idee zeigt ihnen nur eine Nützlichkeitsseite. Es gibt noch einen zweiten, viel mächtigeren Gleichklang auf so entgeisterter Ebene, der heute auch der Idee dient, ohne sie zu erfassen: die europäische Zivilisation, die die fremden Kontinente Europa ausliefert.

Jede Maschine trägt wie jedes Ergebnis menschlicher Arbeit und Erfindung einen Teil des Schöpfergeistes mit sich, aus dem sie uran-

fänglich stammt. Dieser Teil europäischen Geistes, der immer in den Urfängen jeder Tat und Schaffung ureuropäisch, also reichlich, umfassend ist, drängt gemischt mit seinem Gleich- oder besser Nebenklang: der Nützlichkeit — seit vielen Jahrzehnten auf die anderen Kontinente ein. Sie haben sich der Nützlichkeit verschrieben und ergeben, kein Fleck der Erde, der ihr nicht verfällt, aber auch keiner, der stark genug wäre, die Maschine, die Nützlichkeit zu übernehmen ohne durch den anhaftenden Wesensteil europäischen Geistes diesem zu unterliegen. Aber dieses Unterliegen ist zugleich ein Aufgeben der eigenen Schöpferquelle. Gewiß, große Eroberungen, die so nachhaltig glücken wie diese, sind schicksalsgewollt. Sie treffen auf bereite Völker. Und so traf die vordringende Zivilisation überall auf alte Kulturen oder Unkulturen, auf stehendes Wasser, in China, Japan, Indien, Afrika. Nirgends trat ihr ein schöpferisches Volk entgegen. Wir brachten den Nutzen. Sie nahmen ihn. Das europäische Mittelalter hätte ihn nicht genommen; es hat ihn sich selbst gebären müssen. Wir brachten oft das Entsetzen, das Elend, das Verbrechen, aber immer neben der größeren Fertigkeit auch die größere lebendige Schöpferkraft, sonst wären wir nicht so grenzenlos durchgedrungen; wir hätten bloß erobert, nicht überzeugt, nicht bekehrt, wenn wir nicht auch die Lebendigeren gewesen wären. Wer sich aber der europäischen Zivilisation verschreibt und nicht aus ihr herkommt, der begibt sich seines kulturrellererbten Rhythmus, seiner ihm eingewachsenen Erde, aus der er schaffen könnte; das heißt allerdings: ist seine Kultur noch fruchtbar, noch wurzelnährnde Erde, so begibt er sich ihrer eben nicht und lehnt Europa auch im Außerlichen ab. Wir trafen auf alle Völker, auf Erben. Die Nützlichkeit guckten sie uns bald ab. Bis sie aber zu dem Urfang zurückgreifen können, aus dem diese Nützlichkeit nachströmt — zu einem anderen nichteuropäischen Anfang zurückzukehren wehrt ihnen die angenommene Zivilisation — haben wir die Erde in geistiger Gewalt — und dann ist es nur Dialekt, den sie sprechen, wenn sie zu reden anheben, sie werden die europäische Sprache sprechen. Der Geist — ob er dereinst auch vielleicht auf sie überströmt — ist heute fern von ihnen. Was sie erregt und sich sammeln läßt oder zerfleischen in Machtkriegen, ist immer die Nützlichkeit, ist politisch der Nationalstaat oder auf der letzten Stufe der proletarische Staat, für den Amerika und Rußland das gleiche, nur scheinbar und im Außerlichen verschiedene Beispiel geben: Staat entkleidet von dem in jedem europäischen Staat durchfühlbaren Mythischen des Volkstums

Die schöpferische Quelle ist Europa für alle. Unser Wasser nützen sie, oft besser als wir. Selbst ein Affe lernt das Radsfahren. Das Rad erfindet er nicht. Sie schaffen Staaten wie von Alishees abgezogen. Aber das Geheimnis bewahrt Europa in seiner Mitte. Die kopernikanischen Erfindungen und Taten werden hier getan.

Wenn nun der Sachpolitiker herankommt und auf die Schwierigkeiten Europas hinweist und uns zuruft, was uns all dies nütze, die wir in die Geldknechtschaft Amerikas gerieten, Rußland und die Neger ante portas sehen, während wir im eigenen Hause Unfrieden halten, so nennen wir das Beispiel Griechenlands, das trotz der Herrschaft Roms lebendiger blieb als dieses. Aber dabei wissen wir, daß der Geist Europas aggressiv ist und keine Herrschaft erträgt.

Wir zeigen ruhig auf das langsam steigende Gefühl aus dem deutschen Volkstum, das vom Schicksal so gelagert und begabt wurde, daß aus ihm das europäische Reich durchblutet und lebendig, religiös steigt als die Idee, die hinausgreift, schon nicht mehr deutsch ist, sondern europäisch und dadurch erdumspannend und auch erdbherrschend. Denn es kommt nicht auf die gerechte Organisation an, die man heute in Rußland zum Popanz macht — ungenial und plebejisch — nicht auf die pazifistischen Rückversicherungen, die aus Angst und aus dem in solcher Höhe lächerlichen Mitleid stammen, noch auf die Demokratie und den Faschismus, selbst nicht auf die nützlichen Bestrebungen zur Annäherung der europäischen Staaten; es kommt auf die herrschaftliche Gewißheit an der großen Idee; und deren Ansätze und Träume verwahren die Deutschen.

Und wenn nun gleichsam als Anfang der Verwirklichung — die seit jeher fließt — die heute wichtige Frage des Minderheitenrechts die Deutschen ständig aufruft und alle Völker Partei nehmen läßt über das Nützlichkeitsmaß hinaus, so sehe man darin das Wesentliche. Auf der Seite der Nützlichkeit liegt es, die Minderheiten zu befriedigen, damit Ruhe gehalten wird. Das ist eine Zeitnotwendigkeit; die naturrechtliche Begründung dafür, mit der sie oft verbrämt wird, gehört in den Zitatenschatz der Nationalstaaten. Aber die tiefere Notwendigkeit, die es gebietet, ist: daß die wichtigen Minderheiten die deutschen sind, die überall als Träger Europas wirken, ausgesandte Apostel. Sehr häufig auch beeinflussen von Deutschen kulturell bestimmte Minderheiten fremde Gebiete, Ungarn Rumänien, Kroaten Serbien, ja und damit nicht genug der deutschen Fernwirkung: ganze Landschaften Ostösterreichs sind heute „Minderheit“ geworden ohne Rücksicht auf

ihre nationale Schichtung. Landschaften wie Siebenbürgen, Kroatien, Bukowina, erobert von Oststaaten, weiten in deren Bereich Europa mächtig aus. Durch die Eroberungen drang territorial der Osten, der Balkan vor, durch die Einverleibung kulturell höherer Landschaften aber verfiel er bis an die russischen Grenzen Europas Vordringen, das hier greifbar nur deutscher Geist ist.

Es ist gleichgültig, ob eine kulturell schwache Minderheit, etwa die Zigeuner, einen Schutz genießt. Die Völker sind sich nicht gleichwert und die Geschichte ist nie schematisch gerecht, deshalb mordet sie auch. Die werthafsten Minderheiten aber müssen in dieser Zeit der Gleichheit und Schwäche geschützt sein, weil sie heute schon die Klammern des Reiches sind. Die Minderheiten in ihrer zerstreuten Verknüpftheit verkörpern das Geheimnis des überstaatlichen Reiches, unter dem die Bedrohung einer nationalen Eigenheit auch nicht einmal gedacht sein kann, weil dort die Rangstufen der Werte wieder ins Leben greifen und herrschen.

Die Rangstufen, die sich aus den Nichtzunehmenden hergliedern, schaffen die menschliche Einheit und Gemeinschaft wirklich. Diese muß gefühlt sein, ehe wir so schwere Fragen lösen können wie die soziale, denn soziale Probleme sind nicht durch Ordnungen und Systeme zu entknoten. Die Lösung liegt auch hier in der religiösen Bindung des Menschen.

Ref. 2/1929, Seite 44-54

1.1.29

Stephan Ludwig Roth

Zum 11. Mai, der achzigsten Wiederkehr seines Todestages

~~Von Heinrich Müll~~

„Ich habe das Meine getan; ihr Abtrünnigen
tut das Eure!“ St. L. Roth

Vor achzig Jahren wurde Stephan Ludwig Roth in Akaufenburg standrechtlich erschossen.

Er, der bei Lebzeiten oft Verhöhnthe, der Stürmer inmitten der Bürgerlichkeit, wurde erst durch diesen Tod der Anerkennung seines Volkes sicher. Seither hat ihn mancher wieder entdeckt. Er rückt vor zum Zitatengeber für die Dorfkalender. Mit seinen Worten spickten wir Festreden. Man setzte ihm einen Gedenkstein. Man schrieb Bücher über ihn, bringt seine Gesammelten Schriften heraus und findet sogar Leser damit.

Und doch hat der einzigartige Geist für die sächsische Entwicklung keine große Bedeutung gehabt. Es ist nicht seine, nur unsere Schuld.

Wir heben tote Helden bereitwillig auf den Altar, sind freigebig mit allerlei Ehrungen, die alljährlich — man blicke in die Kalender — viel zu vielen erwiesen werden. Es kostet uns eben innerlich nichts. Es schmeichelt aber unserer Eigenliebe, daß ein Sohn unseres Volkes da gelobt wird. Ein Tröpfchen des Ruhmes fällt immer auch auf uns. Und er, der Verdienstvolle, ist hinüber ins Unerfaßbare, von wo er uns nicht mehr beunruhigen kann. Wir ahnen hinter dem verrauchenden Genius, daß er es wirklich gewesen ist. Es steigt uns die Erleuchtung auf, daß er wirklich groß war, anders als wir, und wir freuen uns über beides: daß er es war und daß er weg ist.

Sch übertreibe? Ich sage die reine Wahrheit. Träte er heute un-

as, wir lachten wieder zu seinen Plänen, schimpften ihn „Schwaben-
könig“ und „Pestalozzi“, bloß deshalb, weil wir zu klein wären, ihn
nicht zu verstehen und ihn deshalb als Narren empfänden, ahnungslos für
seine Größe, solange sie unter uns weilte. Aber das Volk spürt bei allem
Unverständnis und Haß für das Außergewöhnliche doch mitunter den
Genius. Es spottet und haßt, aber es fühlt: der da ist größer, ist
mehr, er fordert von uns, was wir nicht geben wollen, weil wir da-
mit verlorener, was uns erfreut: Dumpsheit und Ruhe.

Wäre dieses haßvolle Wissen nicht, wer könnte es erklären, daß
dem Augenblick, wo die Zeit ins Rollen kam, wo die bürgerlich-
hergebrachte Welt krachte, von ebenso hergebrachten Männern nicht
mehr verstanden, Stephan Ludwig Roths Aufstieg begann, daß er,
der geborene Führer, zur Führung endlich berufen wurde.

Er hat sich zeit des kurzen Lebens, daß ihm beschieden war, recht
schäffisch aufgeführt. Er sorgte sich nicht geistig ein, indem er wie
tausend andere vom Studium in das Amt hinüberwechselte, um Stufe

Stufe langsam dem leiblichen Tod entgegen zu schaukeln, mit
Tugenden, im Alter gehäuften Ehren bedeckt. Nein, er trat sogleich mit
seiner Idee auf, wie jeder bedeutende Mensch. Er hatte gleich zu for-
dern und zu geben.

Und hier hebt nun die siebenbürgische Tragik an. Man merkte
schon, daß er forderte — und ärgerte sich darüber — man war
zu klein, um zu sehen, daß er zu geben hatte, mehr als der
junge Klüngel, den er in Erregung versetzte und der ihn hochmütig
belehnte. Hätte er damals gesiegt und eine Lehrererziehungsanstalt
gebaut, die aus seinem Wesen erwachsen den Samen empfangen
würde, wirklich Menschen und Charaktere zu bilden anstatt Wissen zu
vermitteln, es wäre ein Geist in unseren Schulen wirksam geworden,
den wir heute noch spürten. Was nachher tüchtige Männer sicher-
lich recht gut durchführten, geschah auf anderen Wegen, anstatt wie
man zu erwarten war: aus dem einmaligen Menschen, aus der großen
Persönlichkeit heraus.

Daß Roth gleich zu Beginn schon scheiterte, hat seine Ursache in
der Veranlagung unseres Volkes, durch die es vielleicht beschützt, aber
behindert wird, eine bedeutendere geistige Lebenshöhe auch in noch
begrenztem Kreise zu erreichen. Bei uns gibt es bloß einsamen
Menschen. Man denke sich aus: da träte ein 25jähriger Mensch mit einem
großen Plan vor uns hin. Was wäre unsere Antwort? Wir stellten
uns rund um ihn auf und lachten.

Folberth nannte mit tiefem Recht dies Leben ein „Stürmen in Stryden“. Roth brach sich ununterbrochen die Schwingen an seine eigenen Wolke. Dabei war er doch sehr deutlich dessen Kind. Seiner Zug zur Pädagogik ist sächsisch. Es überrascht bei einem jungen Mann der um 1820 Deutschland besucht, daß er an dem gewaltigen Leben Weimars vorübergeht, sich von allem Gute der Zeit enttäuscht trauwandlerisch sicher einem Greise anschließt, dessen Ende nahe und dessen Leistungen hinter ihm liegen. Diese rasch vollzogene Entscheidung, eine Einseitigkeit Roths, ein Entschluß, sicherlich stark als Ausdruck einer besonderen Berufung, zugleich aber ein Verzicht, der nicht unbedingt glücklich war. Er wußte nicht, was er zurückließ, als er das weltliche reiche Leben, ehe er es kennen lernen konnte, mit der Schicksal Pestalozzis in Terten vertauschte. Eine große und köstliche Gegenwelt deutschen Lebens verlor ihn damit.

Diese Entscheidung auf das Ergreifbare, Einseitige hin, dem man sich für das Leben weibt, ist sächsisch. Nur ist es bei Roth tief geistiger, ganz unsächsisch in der Sache: uneigennützig. Kein Verlockte ihn, eine Berufung übertrug ihm ihre Schwere.

Aber auch diese Verwandtschaft spürte das Volk nicht. Der Ent war zu hoch im Rang, als daß es ein solch tiefes Blutsband gefühlt hätte. Es wußte nur von der leiblichen Verwandtschaft — wie das Dorfweib jeden Zug des letzten Sprosses, der emporshawand, den Dunkel auslegt und, ist er fern, sich mit ihm brüstet, wie wir heute tun.

Der gewöhnliche Mensch und Führer läßt sich von den Anforderungen des Lebens, wie sie an ihn treten, zur Arbeit reizen. Er antwortet mit seinem Tun die Notwendigkeit des Tages. Der geniale Mensch stellt selbst ein Ziel auf und sucht es zu erringen. An diesem grundlegenden Unterschied in der Einstellung und in den Beweggründen zur Tat scheiden sich die erwählten Geister von den alltäglichen. Roth hat viele Ziele verfolgt und keines ganz erreicht. Er paarte sich alles bei, was die Natur geben konnte: Charakter, Sprachkraft, Weitblick, Männlichkeit, Mut, Phantasie. Ihm versagte sich das wenig was der gentale Volkserzieher von seinem Volke fordern muß: die Bereitwilligkeit und Unvoreingenommenheit.

Geboren zum Führer, der in manchen Spannen seines Lebens die Weltung errang — er wurde in jungen Jahren Gymnasialdirektor, seine Schriften wurden mitunter beachtet — verlor er den eroberten Platz immer ebenso schnell, weil sich ihm die Form verweigerte,

bei ihm — auch dies ist im erhabensten Sinne sächsisch — stets sein Volk war. Er spielte keine politische Rolle, bis zuletzt, nicht weil er dazu nicht geschaffen war, wie wohl die politischen Herren damals meinten, sondern eben weil er dazu wirklich begabt war. Nur war solche Politik, die er geführt hätte, mit der Ueberlieferung, mit dem ähen, von der Mittelmäßigkeit durchsäueren Trost unvereinbar. Er hatte, was unserer Politik so häufig fehlt: Ideen, er hatte, was ihr ebenso oft mangelt, die freie geradlinige Lust zur Tat, und er hatte, was ihr selten fehlt, nicht: die nach kleinlichen Rücksichtnahmen gezeichnete zögernde Angst vor weiten Entschlüssen, dem sich der Stolz des Amtes paart.

Daß er ein Politiker großen Ausmaßes war — dem auch heute die ungeistige Mehrzahl mißtrauisch entgegenstehen würde, weil er so unerhörte neu ist und deshalb dem Durchschnitt so verdächtig — beweist nichts deutlicher als seine Arbeit in den Jahren 1845 bis zur Revolution. Aus dem Pfarrhaus, wohin er sich aus dem nahen Nebeneinanderleben mit der Bürgerlichkeit zurückgezogen hatte, hallten seine Mahnrufe immer wieder. Keine größere Unternehmung wie zum Beispiel der geniale Plan der Schwabensiedlung und die Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins, wo er nicht dabei gewesen wäre, und keine, die nicht auch seines Geistes einen Funken unbewußt oder bewußt aufgefangen hätte. Dort, wo er Führer wirklich sein durfte und in religiöser Verinnerlichung auch war: im Dorf, war der Rahmen für ihn doch zu eng, dort, wo er es zum Nutzen des Ganzen hätte tun müssen, sperrte man ihm den Weg. Aber nun ändert sich in den letzten Jahren vor der Revolution sein ganzes äußeres Dasein, gleichsam als wüßte das Volk, daß jetzt auf den erschütterten Grund der Reister treten müsse, den es bis dahin nur durch Ablehnung ehrte. Er steht plötzlich — es ist der Sommer 1848 — an der Spitze des sächsischen Jugendbundes, er wird Mitglied der Nationalversammlung. Er sagte früher, das Volk spüre den Genius in manchen Stunden. Es spürt ihn, wenn die Erde wankt und die alten Götzen wie Spielzeug fallen. Roth wurde nicht Gesamtführer der Sachsen, er spielte nur eine Rolle im Kampfe, seine Aufgabe war begrenzt und wurde von ihm ausgezeichnet gelöst — aber die Rolle tritt vor den anderen hervor, weil sein Geist sie erfüllte, weil das Ende, zu dem sie hinführte, keinem anderen und keinem so beschieden worden wäre wie ihm. Hier ist in diesem von außen gesehen: sinnlosen, beinahe zufälligen, daß alles von ihm auf eine Weise erfüllt worden, als wäre es ein

Märtyrertod eines großen Zweckes wegen. Als stellte sein Opfer i
Errettung seines Volkes in Aussicht. Aber selbst diese Größe sein
Wesens, die sich erschütternder erwies als je in seinen Worten, w
im Grunde verlan, nutzlos, weckte kein innerliches, fortdauerndes Ed
schuf kein bleibendes Werk, wie es anderen großen Männern i
einem mehr formbaren Volke beschieden war, wie es selbst kleinst
Philosophen gelang.

Das liegt sicher auch daran, daß er als Schriftsteller und Den
kein System aufstellte, ja daß er im Grunde eben nur ein Talmens
ein Erzieher, ein Volksführer war, dem man die Tat verdarb, i
Kinder entzog, dem das Volk nicht zuhörte.

Und damit bringen wir in den Sinn dieser tragischen Sendun
Welches Spiel wurde da vom Schicksal mit Roth gewagt und verlore

Fragt man hier nur nach dem, was von Roths Ideen, von sein
praktischen Vorschlägen später durchgeführt wurde, so kann sein
Wirken wohl ein Erfolg zugeschrieben werden. Die Schaffung ein
Lehrerseminars, einer pädagogischen Zeitschrift und noch andere fruc
bare Taten hat er schon gefordert. Wer wagt festzustellen, ob da
seine Vorschläge zur Durchführung kamen oder ob der praktisch
Geist der auf ihn folgenden Jahre diese Notwendigkeiten selbst e
deckte? Wie dem sei, es beweist jedenfalls, daß er lange vor sei
Zeit den klarsten Blick für die wichtigsten Reformmöglichkeiten ha
Und wurden sie später vollzogen, so mag man darin, wie gesagt, ein
Erfolg seines Lebens sehen.

Aber seine schicksalhafte Aufgabe liegt ungleich tiefer als nur
Vorschlagen von Neuerungen. Seine Tragik besteht darin, daß
selbst der geeignetste gewesen wäre, seine Ideen durchzuführen
daß ihm dies verwehrt wurde. Es ist nicht dasselbe, ob ein geni
Mensch einen Plan durchführt und die neue Schöpfung ganz mit sei
Geiste füllt, oder ob es die unpersönliche Macht eine Organisation

Doch Roths Tragik liegt im Grunde auch nicht hier. Wahr
erschütternd enthüllt sie sich darin, daß sein ganzes Sein eine moral
Anforderung an unser Volk ist, eine erfolglose. Er war der Aust
eines großen, mächtigen und freien Menschentums. Sein Wirken
die Aufforderung, uns ihm anzugleichen. Dies war die schicksal
Sendung Stephan Ludwig Roths: uns aus der seelischen und n
lischen Enge zu einem innerlichen, reicheren und charaktervolleren S
zu erhöhen. Das war auch der Sinn seines Todes! Uns charakt
zu ändern! Und diese geistige und erzieherische Aufgabe hat

Volk an sich nicht vollziehen lassen. Es war dazu nicht bereit, es war zu klein. Am hellen Tage ging dieser große Mann mit einer Laterne über unseren Markt und wir sahen ihn nicht.

Es war die klarste Verkörperlichung des siebenbürger Sachsentums auf der einen Seite, nur ins Geistige und Geniale erhoben, in die Fülle und Bedeutung erhöht, und war gerade deshalb auf der anderen Seite eine ewige Anklage, ein ewiger Protest gegen das sächsische Leben. Er war, wie wir sein sollten: nicht im Ausmaß seiner Gaben - denn die sind einmalig und einzig - aber im Charakter; in der Unabhängigkeit von Eigensucht, Falschheit und Engherzigkeit.

Seine Tragik ist echt. Er starb wie jeder Held an seiner Zeit. Seine Tragik aber ist nicht zu Ende. Er wirkte und starb nutzlos auch für die folgenden Jahrzehnte bis auf unsere Tage.

Wer Mut genug hat, der hoffe auf sein Auferstehen im Wesen unseres Volkes in der Zukunft.

Kep 5/1929, Seite 162 - 167

*↑
Pohl*

„Der Zug ist angekommen“...

bei uns Von Heinrich Zillich

Es gibt noch Städtchen, die in einer stillen Ecke alltäglich aus ~~hin-~~
summendem Schlaf erwachen und mit vielen neugierigen Augen gucken,
wenn der Zug angekommen ist. Durch die eine leere Gasse, die ~~zum~~
Bahnhof führt, sieht man sie einziehen ohne Rücksicht auf Bürger-
steig und Wagenmitte, die Fremden und Einheimischen, die fern waren.
Die Gasse ist für Sekunden voll. Man hört Gespräche darin und es
dünkt einen, als wolle ein Echo dazu munter werden. Aber da ist
das Ereignis auch schon vorüber. Es löst sich in viele Teilchen auf,
die für sich durch die Straßen hinkommen, den Leuten zu einem kleinen
Erlebnis. Es summt hinüber in den Alltag: Frisch ist heimgekehrt und
Otto's Braut gekommen und im Gasthof wohnt ein vornehmer Herr.
So berichtet man und steht plötzlich, daß der Regen zu tröpfeln be-
ginnt oder eine Wolke entschwebt, hinter der die Sonne durchbricht –
und dieses scheint schon wichtiger, wischt die Neuigkeit wieder fort
und das Städtchen ist still wie zuvor.

Die Mädchen suchen diese hinstillenden Geschehnisse, die sich alltäglich
wiederholen in der einen leeren Gasse. Sie stehen darin, wie Birken
im Wind. Die kurze Welle der Reisenden weht sie fast um. Sie drehen
sich ihnen nach, sie lachen und deuten und warten. Da wird die
Straße leer. Das Lachen fällt von ihren Gesichtern. Mit einem Ruck
beginnen sie fortzugehen.

Ja, so ist es in diesen Städtchen, dort geht man noch fort, dort
kehrt man noch zurück. Die leere Gasse, die sich plötzlich füllt, ist der
Wellenschlag von Heimkehr und Abschied, von Sehnsucht und Weh.

Und weil die jungen Mädchen darin immer so jäh im Lachen zer-
stommen und ihre Augen groß ins Leere aufschrecken, lachte ich nicht
als so ein Mädchen, schon alt geworden, Großmutter schon, ~~zum~~
erstenmal auf der Reise, die sie nachts nach Wien geführt hatte, dort
am Morgen ans Hotelfenster trat und die volle Großstadtstraße sah
und selig ausrief: „Der Zug ist angekommen!“

Kap. 6 / 1929, Seite 232

ikgs

Lebens- und Sächsishe Einsamkeit 2. f. 1

von Heinrich Büttich

Wie weglos und traurig gibt sich das Leben, wenn man erkannt hat, daß in diesem von der Natur gesegneten Land das menschliche Ausmaß häufig allzu gering ist und sich nach den Tagesbedürfnissen und -erträgen sich das innere Gewissen der Menschen bescheidet. Wer je ein offenes Wort wagte, hat mehr als einmal selbst von Gutgesinnten hören müssen: was er denn in aller Welt not hätte, sich mit dem und jenen zu überwerfen, weshalb er sich durch Äußerungen und offene Urteile schade, wo er doch schon dadurch recht wohl fortkommen könnte, daß er verschwiege, was ist, und hübsch unterstriche, was scheint.

Das Wort: „er wird sich schaden“ — ist die Fallgrube jeder guten Tat, jeder Mannhaftigkeit, der sicherste Ausdruck der Erkenntnis, daß nicht die Wahrheit, sondern der Ertrag die Meßschnur bedeute.

Es gibt hier einige Männer, denen man wo immer beigesprungen wäre, wenn ihnen Unverstand und menschliche Unzulänglichkeit ein Bein

gestellt hätten. Und doch schwiegen sie fast stets, wenn man selbst in klaren Fragen nicht bloß von der zünftigen, auf kein geistiges Haben gegründeten Selbstsicherheit angefeindet wurde. Sie schweigen auch, wo es um mehr ging: um die Bewährung der geistigen Haltung, der verpflichtet zu sein, sie selbst oft betont hatten, und wo der Gegner stark genug war, um beachtet werden zu müssen. Da gerade schwiegen sie so laut, daß man hörte, wie sie sich wanden zwischen dem inneren Soll und dem bequemeren Muß, das sich leicht aus der Nützlichkeit ergibt.

Bei vielen Kämpfen tritt das Sachliche in den Hintergrund und der moralische Unterschied der Parteien wird so deutlich, daß ein gerechtes Urteil sich allein nach der reineren Gesinnung richten darf. Und dies gerade bei uns im Lande, wo die Enge der Verhältnisse, die Beschränktheit des Blickes jeden geistig Beweglichen aufrufen und Partei ergreifen lassen mußte, wenn das Enge und Tagesläufige das Beschwingte, Glühende abkehlt!

Wir wissen alle sehr gut, wer unter uns durch Geradheit und Gabe zu dieser kleinen Truppe gehört, aber die innere Kameradschaft fehlt, weil uns Sachsen ein Erbübel anhängt, das wir stolz nennen, wenn wir uns selbst für circumspecti ausgeben. Wie wenige sind davon ausgenommen!

Die meisten aber „machen sich nicht hinein“, sie sehen nicht hin, was da vor sich geht. Die in jährlich gehäuften Wiederholungen erfahrene Einsamkeit, wo die ritterliche Rücken- und Seitendeckung ausblieb gegen den gemeinsamen Feind, den die kleine Truppe genau kennt, wird immer mehr zum Besitz, zum Schicksal und kämpft die Freude an der Genossenschaft nieder.

Immer möchte man fragen: Du und du, der die Zusammenhänge, die Ziele und Triebsfedern doch siehst, wo stehst du? Ist dir die öde Hülle dieses bescheidenen Lebens, das zwischen so engen Talwänden hinschleicht, wertvoll genug um deinen größeren Traum zu verschweigen? Du, der das Zeug mitbekam von einer — wie es scheint — dir viel zu gnädigen Natur, wie kannst du verstummen, um deiner Ruhe willen? Wie kannst du hin und her wackeln vor meinen Augen und zu erklären suchen, wovon du dich selbst innerlich nicht freisprichst?

Unendliche Einsamkeit, unendliches Allein! Da fahren wir auf, wenn uns spät nachts der Wein aus der Ode in ein Gespräch reizt, schäumen über vor Taflust und Mut. Am Tage erscheinen wir uns wieder grau.

Mancher, den die Flamme zu Gesicht treibt, die rein aus den Schlacken steigt, worunter schon tausend versäumte Taten liegen und

das uns kennzeichnende schlechte Gewissen nähren, mancher, der in solchen Sekunden sein eignes Leben wie ein Gläumchen verzittern sieht und statt dessen plötzlich erschaut, was er selbst von Natur für ein Wunder ist, zerbricht es am nächsten Tage wieder; in seinen Händen bleibt ein Aschenhäuschen. Er bläst es furchtsam, wenn der Wind ihm in die Augen fährt und nur eines nottäte, treu zu sein, dem ins Gesicht, der ihm traut.

Ich kenne sehr viele, die verständig genug sind, um zu sehen, daß nicht die Methode bei uns zu ändern ist sondern der Geist, daß es sich nicht darum handelt, einige bessere Sachwalter anstelle der heutigen zu setzen, sondern den herrschenden unmoralischen, verstockten und kleinbirnigen, den verlogenen und feigen Geist zu morden. Wenn ein Beispiel der Korruption, der wir uns ausliefern, sichtbar wird, loben sie auf und fühlen die Not, daß in diesem Volke fast immer der Durchschnitt — der moralische und geistige — den Ton angibt, aber dann fallen sie zurück. Ihr Ruhebedürfnis ist zu groß, um dort einzugreifen, wo nur sie eingreifen können.

Un uns ging die Zeit vorüber, so sehr wir ihr äußerlich entsprechen mögen. Während in Deutschland ein junges Geschlecht seit zehn Jahren und gerade in diesen Monaten verstärkt die alte bürgerlich-versumpfte Front mühsam aufrollt, ein Geschlecht, das in Italien schon längst in allerdings ungeistiger Art wegsegte, was faul war, ist bei uns kulturelles und moralisches Gewissen so selten, daß die Mehrzahl unserer jungen Männer den verlacht, der sich mit geistigen Fragen auch nur beschäftigt. Also auch das billigste Verständnis fehlt uns zumeist.

Heimatlosigkeit der Idee!

Das ist das siebenbürgische Los. Wir könnten weiter fragen, wo denn die adlige Gesinnung sei, deren wir uns in unseren nationalen Liedern oft berühmen — „keiner Herr und keiner Knecht“? Nehmen wir es ruhig für Poesie, was wir da singen!

Wir sprechen oft darüber, daß uns die Gesellschaft mangelt. Warum das? Weil die innere Freiheit fehlt. Weil es kein innerlich wahrhaft empfundenenes „Gut“ und „Böse“ gibt, wenn das Nutzhafte mit-hineinspielt.

Ohne daß wir es in unserer geistigen Kurzsichtigkeit, die befriedigt ist, wenn die äußerliche Moral stimmt, merken: wir verlieren das sittliche Maß, das nichts anders ist als ein Maß für Werte und der Mut zu werten. Daran werden wir eher sterben als am Zweikinder-

system. Mögen wir noch so große politische Erfolge erringen, hier klopft der Tod ans Mark.

Alle Vorwürfe gegen führende Männer wiegen neben diesem gering: daß keiner es verstanden hat, sich Jünger zu schaffen, daß keiner bemüht ist, die wenigen Geister zu sammeln, er findet sie un bequem und sie ihn auch. Das einseitig Politische ließ die lebendige Unterlage verkümmern, von der sich auch die Politik nährt, soll sie schöpferisch sein.

Weil es keine lebendige Verbundenheit der Idee wegen gibt, weil das was uns als Idee vielleicht erscheint: nur ein Handeln für unsere äußere Wohlfahrt ist, darum gibt es auch keinen sachlichen Streit auf hoher Ebene. Welcher Ton in unserer Presse bei Auseinandersetzungen! Jede Ansicht ist schon von vornherein abgestempelt: dies gilt als zulässig, dies ist unerlaubt. Nicht die Schärfe der Polemiken tadle ich, — ich begehre sie eher, — sondern die auf den platten Leser berechnete Art der Argumentation. Wer diesen, auf den es nie ankommt, zum Beifall bewegt, ist der Sieger. Ich erinnere mich, in welche freudige Fassungslosigkeit ich einen alten Herrn versetzte, dessen Ansichten ich bekämpft hatte, als ich nach einem Jahre, von den Tatsachen überzeugt, aus blauem Himmel öffentlich schrieb, daß er Recht gehabt habe.

Geist, Wahrheit und Verstand sind nicht bloß machtlos, sondern fast immer angefeindet, verhaßt und gesüchelt.

Wer dies nicht glaubt, frage einen Fremden, der uns kennt.

Wir erlauben und verzeihen Verstand dort, wo er sich deutlich und willfährig in das Gespann unserer äußerlichen Interessen begibt. Ist er darin zu Nutzen gekommen, so ehren wir sein Gut.

Wo aber Verstand und Begabung versuchen, sich wirklich geistig zu rechtfertigen und zu bewähren: an der Wahrheit — die immer durch Irrtümer führt — da wehren wir um des Kleinen willen oft das Größere ab, dessen Gegenteil wir sind. Wir verzichten zu leicht darauf daß wir, wie jedes Volk, ein Göttliches in der billigen Schale tragen

Umso rätselhafter aber, daß doch immer wieder neue Männer, vereinsamt, erstehen, von der Ungunst der Volksgenossen so oft zum Versinken oder zum Weichen gezwungen. Rätselhafter noch, daß ich und nur ihr kurzes Wirken genügt, dem ganzen Volk soviel Leben einzusößen, um es zu erhalten. Denn woher käme es, was uns leben läßt als Kulturvolk, wenn nicht aus Wahrheit und Geist, so rase sie auch ausgerollt werden, weil beide Feinde der Ruhe sind.

Was lesen die Siebenbürger Sachsen?

~~Von Heinrich Zille~~

Was ein Volk liest, wie es sich bewußt und urteilend in der alten und neuen Literatur bewegt, ist immer ein Zeichen für seine Fähigkeit der Vertinnerlichung, die wieder seine allgemeine Lebenskraft bestimmt und läutert. Vollends bei einer Minderheitengruppe, deren Bedeutung und Wehr nicht in der Zahl und rohen Gewalt liegt. Wir bestehen gegen die rohe Gewalt der Verhältnisse erst durch unsere kulturelle Höhenlage, die sich in unserer Arbeit, geistigen Verfassung, Ordnung und Gestaltung ausdrückt. Wenn wir den umliegenden Völkern, die sich rasch entwickeln, nicht kulturell überlegen bleiben, sinkt unsere Rolle nicht bloß vor den anderen, sondern vor uns selbst. Der Sinn unseres Volk-Seins im Osten hängt von dieser kulturellen Kraft ab. Das Buch, das wir zur Hand nehmen, nährt und verrät sie.

Die soziologische Zusammensetzung der Sachsen verändert sich ununterbrochen. Zum größten Teil sind die früher führenden Stände beseitigt oder eingeengt. Die mächtiger gewordene Wirtschaft treibt aus dem Bauerntum und den kleinen Handwerkerkreisen immer mehr Menschen in die wohlhabenden Schichten hinein oder in die Zirkel, die durch ihre Lage über der Masse deren geistigen Inhalt beeinflussen können. Die geistigen Repräsentanten sind andere geworden und damit ist das Bild des Volkes selbst verwandelt, mag auch vielleicht der Urtyp des sächsischen Bauers im allgemeinen der gleiche sein wie vor fünfzig Jahren. Es bestimmen nicht mehr die bekannten alten Familien, die früher das höhere Beamten- und Pfarrertum stellten, die kulturellen Inhalt erben und ständig ergänzen, sondern ein Gemisch von wirtschaftlich hochgekommenen Menschen. Es ist aber leichter Geld zu machen, sich selbst zu erziehen und sich den Werken zu öffnen, die ein Volk als geistige Einheit bewahren. Der einzelne begabte Mensch vermag ohne große Mühe in die höhere Atmosphäre aufzusteigen und

darin zu bewegen. Geld aber macht auch der geistig Unbegabte und selbstsüchtige, ohne dabei selbstsüchtig sein zu müssen. Seine Einschmelzung in die führende Schicht ist wohl möglich — denn schließlich gehören dieser neben Köpfen auch Bäuche an — wenn nicht gar zu viele auf einmal hochkommen wie heute und dadurch die führende Schicht selbst umstimmen. Dieser Massenaufstieg drückt das Niveau der ganzen städtischen Bevölkerung. Die Wirkung ist vor allem auf die Jugend stark. Der Emporkömmling fühlt, was ihm fehlt und sucht es in seinen Kindern weitzumachen, aber meist in einer verkehrten Weise, indem er die Kinder in Verkennung des inneren Sinns der oberen Schicht, verzieht und dadurch erst recht niederdrückt. Die wahre Gans, den wahren Himmel unter jungen Leuten findet man denn auch meist in solchen Familien. Den Eltern gilt die Zucht der niedereren Klasse, aus der sie stammen, als „unfein“; die mehr geistige Zucht der Schicht, der sie sich nun zurechnen, mißverkennen sie gröblich und wenn sie nicht übergewöhnliche Menschen sind, ist sie ihnen lange verschlossen, weil dazu nicht nur kulturelles Gefühl, sondern Haltung und Würde, Wissen und Bildung gehören.

Solche Erwägungen führten mich dazu, einen Fragebogen über die Verhältnisse der Siebenbürger Sachsen auszuarbeiten und Buchhandlungen in Hermannstadt und Kronstadt und der Modernen Bucherei in Hermannstadt zur Beantwortung vorzulegen. Das Ergebnis bestätigt den einleitenden Teil dieses Aufsatzes, soll aber noch im einzelnen betrachtet werden. Die kleineren Städte ließ ich außeracht, da ich mit Recht glaube annehmen zu können, daß die Hermannstädter und Kronstädter Antworten auch für diese gelten, obgleich man unerfreuliche Einzelergebnisse an manchen Orten noch schwärzen muß.

Die zusammenfassende Frage lautete: Was liest der Siebenbürger Sachse? Die Bibliothek vermag sie leichter zu beantworten als die Buchhändler, weil bei diesen viele Bücher für Geschenkzwecke gekauft werden, oft Klassiker, die in den Schrank wandern und nie gelesen werden. Dagegen haben die Buchhandlungen, besonders in Kronstadt, die Möglichkeit, Sachsen mit anderen Völkern zu vergleichen. Um dies vorwegzunehmen: als besser, urteilsicherster Käufer gilt nicht der Sachse. Wohl stellt er die Masse der Käufer, aber nach der Höhe des Einzelkaufes wie nach Urteil und Literaturinteresse übertrifft ihn mitunter der Jude, bei weitem aber die unter uns lebenden Reichsdeutschen. Das beweist, da wir von Natur dem Reichsdeutschen doch kaum unterlegen sind, unsere schlechtere Erziehung, die keine bleibende

Teilnahme für literarische Vorgänge erweckt hat. Allerdings schwebt den Buchhändlern die Gesamtheit unserer städtischen Bevölkerung vor, unter den Reichsdeutschen nur eine Auswahl hochstehender Wirtschaftsleute. Ein Vergleich aber zwischen unseren Wirtschaftsleuten und diesen ausgesandten Technikern und Händlern fiel noch ärger zu unseren Ungunsten aus. Kronstädter Buchhändler haben übrigens häufig mit solchen rumänischen Käufern zu tun, die über außergewöhnliches Wissen in literarischen Fragen verfügen.

Ein Buchhändler antwortete mir auf die Frage, was der Sachse lese: „Der Sachse? — Nichts! Nur die Sächsin liest!“ Er verbesserte sich sofort dahin, daß die Sächsin mehr kaufe, was natürlich auch für ihren Mann oder Geliebten geschehen könne. Die Moderne Bücherei meinte, daß das Verhältnis ungefähr 1:1 sei. Bedenkt man, daß jeder von uns mehrere Männer kennt, die nichts lesen, nicht einmal Literatur ihres Faches, aber kaum eine solche Frau, so ist es wohl erlaubt anzunehmen, daß der Mann etwas weniger liest als die Frau. Die Erklärung dafür lautet, die Frau habe mehr Zeit. Das Bild ändert sich wesentlich, wenn man das klarere Urteil über das Gelesene und Zulesende sucht.

Vorerst sei nochmals auf die Spaltung zwischen den Bevölkerungsschichten hingewiesen. Die Emporkömmlinge stellen zusammen mit dem Kleinbürgertum einen breiten unkultivierten Leserkreis, der überhaupt meist nicht zu der Erkenntnis gelangt ist, daß das Buch eine innere Bedeutung für den Leser haben kann. Er liest mit den Sinnen, er liest — so seltsam dies klingt — unmoralisch oder besser amoralisch, stofflich verhaftet, ohne in den Sinn des Gelesenen zu dringen, denn sonst würde er etwas Besseres lesen. Ja, er lehnt Bücher als langweilig ab, die mehr geben als Nervenkitzel und Spannung. Der Kitsch, den hier die Männer bevorzugen, ist der Kriminalroman, der sehr stark gekauft, von der Bücherei stark gefordert wird, viel öfter als man, mit einer humanistischen Bildung belastet, annimmt. Die Frauen lesen Unterhaltungs- und Bahnhofsliteratur. Einen entscheidenden Ausschlag beim Kauf gibt die Billigkeit. Da schließen denn auch die Romansammlungen zu 1 bis 3 Mark für das Stück den Vogel ab. Die als Kitsch bis in die Massen verschrieenen Bücher der Courts-Mahler, Eschtruth und Marlitt lesen nur junge Mädchen; der Absatz sinkt. Die belanglosen Bücher des „Kränzchens“ halten sich noch unter Backfischen. Die Knaben stehen unentwegt

zu Karl May, was m. E. gar nicht übel ist; außerdem werden technische Bücher, Reise- und Heldenlektüre verschlungen.

Dieser Bevölkerungsklasse steht die in literarischen Dingen bewußtere „gebildete Welt“ gegenüber, die den Unterschied zwischen gutem und schlechtem Buch auch nur zögernd findet, aber von Werklagen, Gesprächen und gelegentlichen künstlerischen Eindrücken bestimmt erscheint. Ihre Einstellung ist nicht mehr so stempel wie die der Emporkömmlinge, die „etwas Spannendes“ lesen wollen.

Eine Rundfrage kann leider diese Schichtung der Bevölkerung im Einzelnen nicht erfassen. Ihr steht nur das Gesamtergebnis zur Verfügung und so ergibt sich bloß ein Durchschnittsbild des sächsischen Lesers, auf das es natürlich in erster Linie auch ankommt.

Alle Befragten meinten, daß die literarischen Kenntnisse äußerst gering seien, es vorkomme, daß jemand ein Buch kaufen will ohne die geringste Vorstellung davon zu haben, was er wünscht und liebt. Man läßt sich vom Verkäufer beraten, meist ohne kritischen Einspruch, und ist dessen wohl selten genügendem Wissen ausgeliefert. Man will — das ist wohl eine stehende Redensart — „etwas Billiges und Gutes“, läßt es sich einpacken wie ein Paket Streichhölzer und zieht ab damit. Die Bedeutung der Billigkeit zeigt sich sehr hübsch darin, daß ältere, gute Romane wie die Fontanes und Kellers oft gekauft werden, weil sie neuerdings in wohlfeilen Ausgaben zu haben sind. Hier kommt man wie die blinde Krähe zum Korn.

Lyrik liest niemand und greift manchmal jemand doch darnach, so sind es Dichtungen bis Rilke. Eine ganze junge Welt von Heym, Trakl bis zu Bichsel und Versch bleibt unbeachtet. Wesentlich für die Kauf- und Leselust ist, daß ein Buch im Ausland Erfolg habe, also das Mode gewordene Buch. Remarques „Im Westen nichts Neues“ war das meistverkaufte Buch in der letzten Zeit auch in Siebenbürgen. Jack London und natürlich Wallace sind beliebt. Man kann mit einiger Übertreibung leider sagen, daß mit Ausnahme der billigen Unterhaltungsbücher nur Modebücher gelesen werden. Man hält also durchaus bei den Neuerscheinungen, die aus irgend einem Grunde, verdient oder unverdient, berühmt geworden sind. Das verhindert ein inniges Zusammenleben mit einem Buche, drängt die Klassiker völlig beiseite, engt aber auch den Absatz der wertvollen neuen Schriftsteller über Gebühr ein und beschränkt ihn zumeist auf kurze Zeit. Ich nenne einige Autoren, die übereinstimmend als besonders häufig gelesen hingestellt werden:

Balsworthy, Hamsun, Conrad, Rudolf Herzog, Wassermann, Schnitzler, Arnold Zweig, Stefan Zweig, Sudermann, Agnes Günther, Rilke (Cornel), J. C. Heer, Sapper, G. Hauptmann, Th. Mann, Ganghofer, A. Böck, Lagerlöf, Paul Keller, Helene Lange, Bonsels, Müller-Guttenbrunn.

Gutes und Belangloses wahllos nebeneinander. Es fehlen viele der bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Gegenwart: Stehr, Ponten, Winckler, Carossa, Binding, Bräse, Schnack, Blunck, Thieß usw., viele nichtdeutsche wie Duun, Gide, usw. Im allgemeinen erscheint die Liste als günstig, wenn auch etwas eng. Man muß aber berücksichtigen, daß bei der Unterhaltungslektüre, die sehr stark gekauft wird, und bei den ebenso stark gelesenen Kriminalromanen, die Autoren meist weder vom Verkäufer noch vom Kunden beachtet werden; ihre Nennung unter den oft gelesenen Autoren ist daher unmöglich.

Die Literaturkenntnisse sind nebelhaft, bei Fremden bedeutend besser. Vielleicht liegt das auch daran, daß Werke über Literatur und Kunstgeschichte selten erbeten werden. Die Männer haben ein sichereres Urteil, sind auf den Verkäufer nicht so angewiesen wie die Frauen und legen auf die Billigkeit eines Buches auch weniger Gewicht. Ihr Interesse wendet sich neuerdings auf Sportbücher und Perika, auf Reisebeschreibungen, Memoirenwerke und Biographien (Ford, Wilhelm II., Mussolini, Lenin). Reclams „Praktisches Wissen“ wurde von einer Buchhandlung in mehr als 300 Stücken verkauft. Werke sozialer Schriftsteller werden kaum nennenswert gelesen, wenn sie nicht wie Van de Velde oder Lindsay Ehefragen behandeln. Auch Bücher über die Frauenbewegung finden keinen Anklang. Ganz gering ist der Absatz philosophischer, besser schon der naturgeschichtlicher Werke, während die reine Fachliteratur nur auf einen bestimmten kleinen zielstrebigen Kreis von Männern beschränkt bleibt. Entsprechend der Modeabhängigkeit des Publikums sind modische, schön aufgemachte Zeitschriften, Illustrierte Blätter, dann Magazine, und der Abel größtes: Kriminalmagazine stark verbreitet, einigermaßen auch gute Familienmonatschriften, fast gar nicht aber die großen, führenden geistigen Zeitschriften wie „Die neue Rundschau“, „Deutsche Rundschau“, „Die Horen“, „Kunstwart“, „Die Zeitwende“, „Hochland“, „Drplid“, „Zeitschrift für Geopolitik“ usw.

Das gleiche Bild bietet sich bei der heimischen Lektüre. Kurz nach dem Erscheinen eines Buches ist es begehrt und wird dann vergessen. Von den literarischen Werken wird noch gelesen: Wittsocks „Zineborn“,

Zillichs „Glausen“, „Kronstadt“ und „Wälder und Laternenschein“, Meschendorfers „Leonore“. Von den wissenschaftlichen Ausgaben hat die Sachsegeschichte einen gleichbleibenden sicheren Absatz.

Zusammenfassend ergibt sich: daß über einer zahlreichen Menge, die nur einen Nervenreiz in der Lektüre sucht und völlig kritiklos ist, eine Anzahl besser beratener Leser existiert, die aber auch vorwiegend durch Modebücher angelockt wird. Besonders glückliche äußere Umstände begünstigen das Lesen guter älterer Literatur. Klassiker sind verschmäht. Das gleiche gilt von der nichtschönegeistigen Literatur, wo auch das modische Thema siegreich ist. Die großen bleibenden Autoren, etwa Burckhardt, Fichte, Mommsen, liest kein Mensch, dafür aber populäre Werke Emil Ludwigs und dergleichen. Der ernste Leser, der sichtlich und ordnend, sich bildend und vertiefend, Überblick und Auswahl selbständig sucht, ist beinahe seltener geworden als früher. Die finanzielle Stellung der Leser — dies wird übereinstimmend mitgeteilt — hat keinen Einfluß auf die Auswahl. Reichtum hat eher eine negative Wirkung auf die Güte des Lesestoffes, wie eine Hermannstädter Antwort meldet. Der Mann liest vielleicht soviel wie die Frau, aber weniger literarische Werke. Sein Interessenkreis ist unvergleichlich größer, sein Urteil und Wissen geordneter und klarer, insolgedessen auch seine innere Empfangsfähigkeit reicher, — aber das ist Anlage.

Sehr bedeutsam erscheint nun die Feststellung, daß Zeitungshinweise auf bestimmte Bücher starke Wirkung haben. So wurde z. B. Koch-Wesers Rußlandbuch, daß in unseren Blättern ausführlich besprochen worden war, viel gekauft, obgleich es nicht zu den weitverbreiteten Büchern in Deutschland gehört.

Hier ist der Punkt, um fruchtbar einzugreifen! Die Leselust ist groß. Sie muß planmäßig auf das Wertvolle hingeleitet werden. Das können nur Organe besorgen, die sich an breite Kreise wenden. Die Zeitungen also. Eine ständige Buchchronik neuer Erscheinungen genügt noch nicht, obgleich ihre Einführung dringend notwendig wäre. Sie muß ergänzt werden durch lebendige Stellungnahmen von möglichst mehreren Kritikern zu verschiedenen Werken. Anekdoten, Berichte, Episoden um ein Buch und einen Schriftsteller, auch um ältere, müssen gesammelt werden, damit man die Neugierde der Zeitungsleser weckt. Klassiker, denen man beim heutigen Zustand des Publikums sofort eine größere Wirkung voraussagen kann, etwa Kleist mit seinen Novellen, müßte man nachdrucken und dem Abdruck Hinweise auf die anderen Werke und deren billigste Ausgabe anschließen. Das S.-D.-Tageblatt brachte

einmal einen Roman einer baltischen Schriftstellerin. Ihre Bücher wurden daraufhin in Hermannstadt gekauft. Das Beispiel zeigt, daß man selbst ungewollt erziehen kann. Furchbar aber, wenn einer der üblichen Zeitungsromane den gleichen Einfluß ausüben sollte.

Die Zeitungen finden hier ein großes und bisher nicht planvoll betreutes Arbeitsfeld, dessen Bestellung nicht schwer ist, aber von allergrößter Bedeutung für unser Volk werden kann.

Kop. 11/1929, Seite 426-432

↑ Detf

Kleine Anmerkungen

Von Heinrich Zschälich

Es gibt Menschen, die nichts herrlicheres kennen, als in den Titeln anderer Leute zu schwelgen. Wenn man beobachtet, wie gewisse Frauen und Männer mit allen Anzeichen der Seligkeit, der sich immer eine Priße bitteren Neides beimischt, mit verdrehten Augen und gespitztem Mund, mit einem Schauer der Ehrfurcht, einem Gefühl der Dankbarkeit den Titel eines anderen aussprechen oder ihm den Titel im Gespräch aufdringlich zuflößen, zerfließend in der eigenen Wichtigkeit und im Glücke, dies herrliche Wort sagen zu dürfen, so weiß man, daß Titel und Orden vor allem geschaffen wurden, um die zu ehren, die sie nicht haben.

*

Es war einmal ein Friedens- und Tierfreund, der innerlich ganz zerrann vor Milde und gutem Willen, und sich entschloß, niemals ein Lebewesen zu töten, es nicht zu essen, nicht zu zertreten, nein, das Lebendige überall zu ehren und zu schätzen und zu schützen. Er ging auf Zehenspitzen durch das Land, um keinen Wurm zu zerquetschen, er aß nichts als was die Natur freiwillig hergab und was, nach seiner Meinung, odemlos und seelenlos war, also nur Milch und Früchte, die sich selbst vom Aste gelöst hatten. Auch da hat er Gott um Verzeihung, daß er Lebenskeime zerstörte und fand seine Rechtfertigung erst darin, daß er ja kein Lebensbewußtsein verlitgte. Deshalb aß er auch kein Brot, denn das Korn war geschnitten worden, keine Kartoffeln, denn sie waren von der Pflanze gerissen, keine Trauben, denn das hätte ihn mit dem Schmerz der Rebe belastet. Er sah überall Mord und Mitschuld am Mord. Er trug die Biene in der hohlen Hand aus dem Zimmer, er knickte den Floh nicht, er duldete die Mücke auf der Wange. Eines Tages aber sah er, wie ein Knabe einen Maikäfer mit einem Nagel im Spiele durchbohrte. Die Tränen schossen ihm in die Augen, er lief entsezt davon. Plötzlich spürte er einen Schmerz im Auge, sein Lid zuckte. Er betrachtete sich im Spiegel und siehe — da lag in den Wimpern eine kleine Fliege, vom scharfen Gift der Mitleidsstränen gelöst.

Es ist ein Fehlurteil, dem Manne, der sich mit einer Sache oft beschäftigt, unbedingt einen sachlichen Einblick in die Wesenheit seines Arbeitsfeldes zuzutrauen — es mag für den gewiß stimmen, der die

Sache nur ausnützt, seine Vorteile daraus zieht und im übrigen kein Verhältnis zu ihr findet, das jenseits dieses Geschäftsverkehrs — also des unsachlichsten Verkehrs auf Erden — besteht. Aber wer seiner Sache auch nur ein Quäntchen Lebensraum gewährt, ohne Bezug auf den eigenen Erwerb, wird plötzlich merken, daß sie zu sprechen beginnt in einer lautlosen Sprache. Sie fängt zu beantworten an, was ich in sie unbewußt hineinfragte, als ich sie in meine Umgebung zog. Sie nimmt mich auf und wird ein Teil von mir und dies kann so weit gehen, daß jeder Gegenstand um mich ein Wesensecho meines Ichs bildet, mit dem ich befreundet oder verfeindet einen innigen Verkehr führe, der nicht frei ist von Eifersuchten und Arger, Zank und Uberschwang.

Und wenn nun eine Sache, die zu meinem vorwiegenden Arbeitskreis gehört oder dieser Arbeit gänzlich zu Gebote steht, aus der Vielfalt der Dinge heraustritt, ich ihr Kenner werde, so ist die Berechtigung zum Prädikat Fachmann, das mir die Menschen für dieses Verhältnis anheften, nur dann erworben, wenn es mir gelingt, in Bezug auf diese Sache die gleiche selbstüberwindende Kraft zu entfalten, die Charaktere schafft: zur Selbsterkenntnis im Dinge, in der Sache zu gelangen, seine Wesenheit zu sehen, während ich damit verbunden bin.

Das ist nicht immer leichter als sich selbst zu erkennen, denn unser Wesen ist auf Eroberungen aus und wo es an ein Gesetz stößt — und welche Sache wäre nicht Gesetz! — springt ein Dämon uns entgegen, der sich aus der Sache und uns zeugte. Und dieser wird immer stärker und lebendiger bleiben als unser Verstand, weil er entstand aus dem Schöpferischen, dem Unbewußten, während der Fachmann nur ein denkender und nutzender Mensch ist.

*

Das Auto hat ein Männerideal geschaffen, dessen Äußeres bisher in Defektivromanen gelebt hat. Es hat ein bewußt energisches Gesicht, Mühe auf dem Kopf, kurze nach neuester Mode geschnittene Hose und dazu immer eine Kleinigkeit am Anzug, die wie ein amüsantler Einfall wirken soll, eine Troddel an den Sportstrümpfen oder ein Abzeichen an der Brust. Es lebt der Vorstellung nach, kühn und sportberühmt zu sein. Jede Straßenkrümmung nimmt der Automensch, als wäre er im wüßtesten Rennen, von Tausenden beklatscht. Seine Brauen sind zusammengeschoben und die Wangen englisch mager, durch die sich die Backenmuskeln herausdrücken. Es ist ein Lebensbestandteil geworden, der Automensch, den man hinnehmen muß wie

schlechte Gerüche und Stechfliegen. Er kann die Erde nur genießen, auf einem Benzingefährt und genießt doch bloß sich selbst. Er braucht Gestänge und Getriebe, Gebläse und Getute als Gerüst seines Gemütes. Autos sind unzweifelhaft wichtige Fahrzeuge, die auch Vergnügen bereiten. Aber der Automensch fährt nicht Auto, er wird gefahren. "Es" fährt ihn. Das Auto oder Motorrad ist sein Herr. Er thront darauf wie festgewachsen. Steigt er aus oder ab, der Benzinmotor donnert in ihm weiter. Das Auto ist seine Phantasie. Der Anlaß zum Leben. Das Differential seine einzige Differenzierung. Und stellt er den Motor ab, schaltet er das Grammophon ein.

+

Es ist unnötig, das Wort Beruf von Berufung abzuleiten, um daran zu erkennen, was der Tätigkeit eines Mannes erst Wert verleiht, denn schon die Frage nach dem, was einer stets tut, ist so voll Schwere, daß es darauf bloß die Antwort geben müßte: "was er tun muß" - womit nun freilich die Berufung gemeint wäre. Da durchdringen sich aber, in diesem Bestfall Persönlichkeit und Tat soweit, daß die Tat beinahe nebensächlich wird und nur als Ausdruck des Menschen Beachtung zu verdienen scheint.

+

O wenn wenigstens die Träume der Menschen nicht so bescheiden wären!

Was träumt ihr euch da zusammen! Eine Gehaltserhöhung, einen neuen Anzug, eine Frau vielleicht, ein Auto sogar und jedenfalls viel Muße.

Aber daß es ungeheuerere Schicksale gab und gibt, aufsteigend ins Unwahrscheinliche, titanische Gestalten, die demselben Geschlecht angehören wie wir, Menschen und doch schwingende und geschwungene Brücken zum Gewaltigen, zum Ewigen - ja, brennt euch nicht das Herz vor Sehnsucht und Ehrgeiz, ein Leben wie ihres in die erbärmlich kurze Spanne von 40 oder 60 oder 80 Jahren einzuspannen, das ihnen wie euch beschie-

den ist? Sindh eure Träume nicht in einem Winkel versengt von der Vision Napoleon, der gestaltenden Kraft Kants, der großen Erfüllung Goethe? Seht ihr euch nicht maßlos erhoben und in Kaiser Friedrich II. unbegrenzte Majestät gekleidet? Und gibt euch die Gegenwart nicht täglich eine Stufe, auf der sich eure Phantasie in die Weite schwingen kann?

Ihr schweigt! Selbst euere Träume sind klein.

Seite 12/1929, Seite 470-472

↑ Actin

Wenn dir jemand Unrecht tut, sei gewiß, daß er sich dafür auch an dir rächen wird. Wurde das Unrecht andern bekannt, sei gewiß, er wird dir nie verzeihen, was er dir angetan hat. Und verzeihst du ihm, was er dir tat, so sichert dich auch dies nicht vor seinen Nachstellungen. Es gibt nur eines: Füge auch du ihm ein Unrecht zu, dann könnt ihr euch im Gefühl des Gerechten auf gleicher Ebene die Hände schütteln.

H. Zillich

Heft 5/1928, Seite 178

fen
alle weiteren
Titel halbfett

32
2 Glossen, Lob hint Sich - 1929

Parlaments

Politische Chronik. Die deutschen Abgeordneten schlossen vor den Parlamentswahlen mit der Regierungspartei bekanntlich ein Abkommen, das uns verpflichtete für die Nationalpartei zu stimmen, in deren Liste für Kammer und Senat 12 deutsche Namen gesetzt wurden. Die Kanzlei des Ministerpräsidenten verkündigte nach dem Abschluß des Wahlpaktes, daß uns bloß die 12 Abgeordneten zugesichert wurden, aber kein anderer Vorteil.

Die Gründe, die die Regierung zu diesem Wahlabkommen bewogen haben, liegen klar. Wir steigerten durch unsere Stimmen den Sieg der Nationalpartei in einigen Wahlkreisen, gaben ihr die Möglichkeit zu verkünden, daß ihr Programm von einer Minderheit unterstützt wird und sprengten überdies den Minderheitenblock.

Die Regierung konnte uns politische Vorteile nicht zusichern, wenn sie ihr Programm ehrlich meint, das die Minderheitenfrage als Staatsfrage und nicht als Handelsartikel der Parteien auffaßt. Ihre Stellungnahme war in diesem Abkommen gradlinig.

Die unsere aber beleuchtet die Art unserer politischen Meinungsbildung. Wir empfingen 12 sichere Mandate. Sogar bei den terrorisierten liberalen Wahlen erhielten wir durch eigene Kraft nicht viel weniger Sitze. 12 Mandate hatten wir schon bei früheren Wahlkartellen mit der Regierung aber gegen Zusicherung von politischen Vorteilen bekommen. Diesmal verzichteten wir auf solche Zusicherungen und ließen dafür den Minderheitenblock aufstehen. Selbst wenn wir innerhalb des Minderheitenblocks nicht mehr Sitze erhalten hätten, was angesichts der ungarischen Erfolge unwahrscheinlich ist, hätten wir doch die Idee der minderheitlichen Zusammenarbeit nicht aufgelassen. Politisch haben wir durch das Abkommen mit der Regierung keinen Vorteil erhalten, der uns nicht auch ohnehin sicher gewesen wäre, es sei denn, daß wir darauf hoffen, uns durch den Wahlpakt Viehkind bei der Regierung gemacht zu haben.

Die Nachteile überwiegen für uns. Sie werden drückend, wenn man beachtet, daß der Minderheitenblock mehr als nur eine realpolitische Zusammenarbeit bedeutet. Er bedeutet die Verkörperung einer schicksalhaften Genossenschaft aller Minderheiten im Land. Diesen inneren Kontakt, der durch den gemeinsamen Wahlkampf vor einem Jahr verstärkt worden und sehr ausbaufähig war, lösten wir in dem Augenblick, wo wir dafür tätig eintreten sollten. Dies empfand als unrichtig auch unser Volk, empfand es umso mehr, als wir ja freien Wahlen, aller Voraussicht nach, entgegen gingen und nicht durch die Furcht vor dem Terror zu unserer Stellungnahme gedrängt wurden. Unsere Kandidaten wurden an vielen Orten sehr unfreundlich an die 3. Stelle der Regierungsliste gesetzt, was bei den bisherigen Wahlpakten mit den Regierungen nicht geschehen war. Schließen wir also in der Zukunft wieder einmal mit einer Regierung ein Wahlabkommen ab, werden wir kaum jemals eine bessere Rangstelle bekommen können. Verfügt dann die Regierung nicht über so viele Stimmen wie diesmal, ist die Wahl unserer Kandidaten gefährdet.

Zu den moralischen Nachteilen des Paktes möchte ich die Art seines Zustandekommens zählen. Unsere Abgeordneten schlossen ihn mit der Regierung, dann wurde er den Volksräten vorgelegt und von ihnen nach einigen internen Debatten angenommen. In der Öffentlichkeit kam die Frage erst zur Erörterung, nachdem man durch die Beschlüsse gebunden war.

Das Aufschlußreichste sehe ich nun tatsächlich in der Vermeidung der öffentlichen Erörterung. Es spricht aus ihr eine Unterschätzung des politischen Instinktes unseres Volkes und gleichzeitig die Angst, mit den eigenen Argumenten nicht durchzudringen. Deshalb zog man es vor, die Öffentlichkeit vor feste Tatsachen zu stellen, im Vertrauen, daß sie gehorchen werde.

Die Disziplin des Volkes in allen Ehren, der Vorfall ist symptomatisch und zeigt, daß unser politisches Leben an Vergreifung leidet.

Die Rehrseite der Disziplin ist die Interesselosigkeit weiter Kreise für politische Fragen. Sie ist uns, wie aus dem genannten Beispiel ersehen werden kann, durch unsere politische Praxis anezogen worden.

Gewiß wird die Führung immer wenigen vorbehalten sein müssen. Die demokratische Regiererei hat ihre bösen Nachteile. Wir stehen aber mit allen Gliedern des Volkes viel ärger im politischen Kampf als staatlich begrenzte Völker. Die Widerstandskraft einer Minderheit ist immer gegründet in die Einzelkraft ihrer Mitglieder. Deshalb ist es für uns schlechthin eine Lebensfrage, daß jeder an den politischen Vorgängen nicht bloß interessiert ist, sondern sich auch mitverantwortlich weiß. Wir beurteilen unsere Leistung leider nicht an dem, was wir leisten könnten, wenn wir den politischen Sinn des ganzen Volkes erweckten und zur Mitarbeit an unseren Körperschaften heranzögen. Das könnte natürlich auch bloß durch stärkere Heranziehung Weniger sein, die heute ausgestoßen bleiben.

Das Volk in seiner anezogenen Teilnahmslosigkeit wählt, wen man ihm vorschlägt. Es liegt nur an den Führern, wie unsere Körperschaften aussehen, wie die intellektuelle Auswahl der Maßgebenden ist. Man könnte mit einiger Übertreibung sagen, die Körperschaften wählen sich immer selbst wieder. Wir haben die erste Aufgabe des Politikers versäumt, alle Kräfte zu sammeln.

Das Durchschnittsalter eines deutschen Reichstagsabgeordneten beträgt 52 Jahre. Die meisten Abgeordneten haben also schon vor dem Kriege ihre Entwicklung beendet und betrachten die in Krieg und Revolution tief veränderte Zeit nach ihren Vorkriegsanschauungen. Der immanente Gehalt der Gegenwart ist ihnen in vieler Hinsicht unverständlich*) Aber dieses Thema ist in Deutschland häufig geschrieben worden. Die Radikalisierung der Jugend wird damit erklärt. Die führenden Männer verstehen in dieser außergewöhnlich stark gewandelten Zeit deren Impulse und Tatsachen nicht und drängen die Jugend dadurch in extreme Ideengänge hinein. Wollte man bei uns einmal nach dem Durchschnittsalter der Körperschaften fragen, so erhielte man eine viel höhere Zahl, deren verhängnisvolle Bedeutung noch dadurch wächst, daß ja bei uns zur Erwerbung einer Mitgliedsstelle nicht wie bei Abgeordneten gewisse sichbare Fähigkeiten notwendig sind, wie man leicht feststellen kann, wenn man die Liste unserer Ausschüsse daraufhin prüft, ob jedem Mitglied die durchschnittliche Intelligenz zugebilligt werden kann. Man sehe nach, ob die Mehrzahl das ist, was man im gewöhnlichen Leben einen aufgeweckten Kopf nennt. Die bravsten Mädchen sind bekanntlich die, über die nichts zu sagen ist. Dieser Satz gilt auch für viele unserer Körperschaftsglieder. Dabei haben wir dort, wo wirklich verantwortungsvolle Arbeit zu leisten war, in einigen Fällen sehr junge begabte Leute hochkommen lassen, weil wir wußten, daß hier nicht zu spaßen war. Ich rede keiner Bevorzugung der Jugend das Wort! Ich weise nur darauf hin, daß wir im allgemeinen auf die Mitarbeit von mindestens 20 erwachsenen Jahrgängen verzichten. Das ist ein Ausfall an Kraft, Intelligenz, der umso schwerer wiegt, als man in jüngeren Jahren beweglicher und frischer ist. Eine rechte politische Arbeit ist nur möglich, wenn Alter und Jugend sich ergänzen.

Aus solcher Alterszusammensetzung der maßgebenden Stellen ergibt sich auch die Lust zur Verheimlichung von politischen Maßnahmen, die Taktik, das Volk vor vollzogene Tatsachen zu stellen, und die Unlust zur Diskussion, zur freien und offenen Vertretung des eigenen Standpunktes. Diese Haltung führt, wenn gärende Bestrebungen in der Bevölkerung sind, zu deren Unterdrückung, zur falschen Einstellung vor neuen Gedanken, sodaß sich in schwierigen Fällen das Volk aufgegeben fühlt.

*) Man denke hier auch daran, wie allseitlich und unpolitisch sich die Ressentimentgefühle älterer Herren gegen die Rumänen oft in den Zeitungen äußern.

Die Körperschaften züchten sich ein polizeistaatliches Autoritätsgefühl an, das bedenklich zusammenbricht, wenn einmal die Dinge auf des Messers Schneide stehen. Ich bin geneigt anzunehmen, daß an der Ausbreitung der Unzufriedenenbewegung die Autoritätsucht mit Schuld hat.

Gefährlich werden diese Zustände dadurch, daß das Volk der politischen Gedankenarbeit entzogen wird. Es wahr! wohl die Disziplin, solange ihm keine zu schwere Aufgabe zugemutet wird. Wenn aber eine große Entscheidung notwendig ist, stehen die gegängelten Massen hilflos da und verlieren den Kopf. Auch hier ist man versucht an die Unzufriedenenbewegung zu denken. Um des Volkes willen ist es notwendig, daß wir die öffentliche Diskussion über politische Fragen zulassen, daß sich unsere Führer nicht bloß in Wahlversammlungen, sondern in den Zeitungen verantworten und daß systematisch die weitesten Kreise zur Meinungsäußerung und zur Mitarbeit herangezogen werden. Gewiß ist damit die Gefahr verbunden, daß man Parteilungen und Zerswürfnisse hervorlockt. Aber die sind durch das heutige System auch nicht vermieden und brechen gerade dann hervor, wenn sie am gefährlichsten wirken. Die freie Diskussion und Meinungsäußerung schafft automatisch eine bessere Auslese der Führenden und beseitigt den blinden Massengehorsam, der uns sittlich schädigt und — auf lange Sicht betrachtet — entmannt.

Nach der Niederschrift dieses Aufsatzes erschienen zwei Artikel des Abgeordneten Hedrich, der den Wahlpakt als Fehler hinstellt und erklärt, der Volksrat sei vor eine von Brandisch vollzogene Tatsache gestellt worden und habe, indem er Absplittierung der Schwaben und Sprengung der Volkseinheit befürchtete, nicht anders können als Ja zu sagen. Die vollzogene Tatsache, vor die das Volk gestellt wurde, ist also komischerweise auch dem Volksrat präsentiert worden, der dazu präsentierte. Ob unsere Politik nun gut oder schlecht war, ist angesichts dieser Vorfälle beinahe nebensächlich. Der Volksrat wollte in seiner Mehrheit den Minderheitenblock und stimmte trotzdem dagegen. Das ist die beste Illustration zu meinem Aufsatz. Daß der Volksrat zur Durchführung seiner Ansicht die schärfsten Waffen besaß, so die ganze sächsische Presse, wenn er den Mut zum öffentlichen Auftreten gehabt hätte, konnte er nicht sehen. Er ist nicht gewohnt zu überzeugen.

Die Entgegnung, die Brandisch nach kurzem veröffentlichte, enthielt seine Argumentation für das Wahlabkommen. Er glaubt, ein freier Wahlgang hätte die Regierung gegen uns gestimmt. Erstaunlich, wie Brandisch in diesem Falle die Macht einer Idee, wie es der Minderheitenblock ist, übersteht und geringschätzt.

Inzwischen hat die Regierung ihr Budget annehmen lassen, ohne daß darin ein einziger Posten für die Minderheitenschulen ausgeworfen worden ist. Dies ist die Bezahlung für unsere Wahlgenossenschaft. Das Budget wurde von unseren Abgeordneten angenommen.

Unsere einzige mögliche Antwort ist — noch heute möglich — den Minderheitenblock herzustellen und uns jedes Vertrauen auf das Wohlwollen der Regierung abzugewöhnen. Auf diesem Wege, der uns freie Hand läßt, liegt allein unser Heil. Seinrich Jüttich

Ref. 1/1929, Seite 32-35
→



Politische Chronik. In der Zeitschrift „Die Stimme der Minderheiten“ — auf die nachdrücklich hingewiesen sei, als auf die einzige politische Zeitschrift von überlegenem Blick in Rumänien, bespricht Elemér Jakabffy wohl als offizielle Stimme der siebenbürger Ungarn unseren Wahlpakt mit der Regierung. Jakabffy argumentiert erst gegen den Wert des Wahlbündnisses. Nach seiner Überzeugung haben viele Schwaben auf die ungarische Liste gestimmt, weil sie deren Kandidaten kannten, während auf der ihnen fremden Regierungsliste kein deutscher Name genannt wurde, so z. B. im Severiner Komitat, wo 25 000 Schwaben leben, ohne daß wir dort einen Kandidaten stellen durften. Die Wahlpaktfreunde haben einigemal behauptet, daß der von ihnen zerstörte Minderheitenblock wann immer erneuert werden könne. Nun erklärt Jakabffy, daß die gefühlsmäßigen Vorbedingungen dafür, die doch auch auf ungarischer Seite liegen müssen, nicht unverteilt sind. Bei den liberalen Wahlen habe er sein in Urad erworbenes Mandat dem schwäbischen Abgeordneten Beller übertragen, weil diese Transaktion eine Vorbedingung des ungarisch-schwäbischen Kartells war. Man könne sich seine Gefühle heute vorstellen, nun er erfahren mußte, daß er seine Wähler „nicht einem höheren, unverteilten Gesichtspunkte zuliebe irre geführt“ habe, als er sich für Beller wählen ließ, sondern „einer solchen Minderheit“ sein Mandat abgetreten habe, die die Gesichtspunkte, die ihn geleitet, außeracht läßt, „wenn sie damit wieder ein Mandat mehr erreichen kann“. Am schärfsten wendet sich Jakabffy gegen die Behauptung, daß wir den Minderheiten einen Dienst erwiesen hätten. Er erzählt eine Episode von der Empörung der Bulgaren, denen wir in Bess ein gemeinsames Vorgehen sämtlicher Minderheiten Rumäniens versprochen hatten.

Der Ruffah von Jakabffy ist, auch in anderer Hinsicht interessant, ein ernstes Symptom. Ihn in unserer Tagespresse folzuschweigen, hat keinen Sinn.

Der X. Deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt findet vom 29. August bis 7. September statt. Das übergeordnete Thema wird lauten „Nationalitätenkunde.“ Ihre Mitwirkung als Dozenten haben bedeutende Gelehrte zugesagt, die sich bisher auf dem Gebiete der Nationalitätenkunde beschäftigt haben, und zwar: Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Penk-Berlin (Geographie), Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Volz-Leipzig (Volksbodenforschung), Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Dackert-Berlin (Geschichte), Universitätsprofessor Dr. Haushofer-München (Geopolitik), Universitätsprofessor Dr. Spahn-Köln (Politik und Zeitungs-wissenschaft), Universitätsprof. Dr. Hoesch-Berlin (Osteuropakunde), Universitätsprof. Dr. Winkler-Wien (Statistik der Minderheitsvölker), Universitätsprof. Dr. Gerber-Münster (Minderheitenrecht). Näheres über den Hochschulkurs wird vom Deutschen Kulturamt in Hermannstadt rechtzeitig bekannt gegeben.

Freizeit. Es bereitet Vergnügen, einmal in voller kritischer Stimmung den Jahresanfang unserer Blätter zu lesen. Da er meist aus Korrespondenzen aufgefüllt wird, bekommt man oft Beiträge zu lesen, die irgend ein wandernder Novellenschriftsteller für den schlechten Durchschnitt der Zeitungen herstellt nach einigen immer wieder benutzten Klischees. Ich bin der Meinung, es ließe sich mit einheimischen Autoren und bei strenger Auslese der Korrespondenzen ein gutes und interessantes Journal mit etwas Mühe schaffen, wobei man auf Beiträge von Dilettanten verzichten kann. Einen solchen Beitrag las ich neulich im Bukarester Tageblatt und kann es mir nicht verlagern, einige Stellen (mit meinen Sperrungen) anzuführen:

„In einem dieser großen Cafés, die für die Weltstadt symptomatisch sind, sitzen diesen Abend, diesem regnerischen Weltstadtabend, ein älterer Herr. Rings um ihn erklingt ein etwas zu helles, zu pythagorisches Lachen, jenes Lachen, das Sorglosigkeit dokumentieren soll und das doch nichts anderes ist als ein schmerzlicher Versuch, sich zu betäuben. Musik von vier verschiedenen Kapellen, Musik aus drei Etagen und seiner kleinen Bar konzentriert sich hier zu einem undefinierbaren Lautgewirr. Mannigfache Sprachen und Idiome raunen, wispern und kraecheln durch den Raum.

Der Herr, von dem ich sprechen möchte, starrt hinaus in die nahende Nacht. Da sieht er vor dem Eingang zum Café ein junges Mädchen stehen, fast noch ein Kind, das dennoch in seiner Haltung etwas unvergleichlich Fraulich-, ja Weiblich-Bewußtes hat. Nicht so gekleidet wie all die großen Damen hierinnen, es ist einfach, billig, dennoch in einem Aufwand großen Charms feisch, vielleicht sogar etwas zu kokett angezogen.“

Genügt es?

Ich nehme mir das S.-D. Tageblatt vor und lese im Roman „Der Geiger aus der Roland-Bar“:

„Mit herausgequollenen Augen blickte Suchlinski in die unbeweglichen Gesichter der beiden Detektives. Plötzlich riß er sich mit aller Kraft aus ihren Armen, sprang einen Schritt auf die Seite und riß einen Revolver aus der Tasche.

Einige Zuschauer, die ihre Fassung wiedergefunden hatten, wollten sich auf ihn werfen, doch schon war es zu spät. Ein Schuß krachte und Suchlinski brach enseelt zusammen.

„Der Täter hat sich selbst gerichtet“, könnte es ernst von Warbachs Lippen. „Er hat sich der unguländischen menschlichen Gerechtigkeit entzogen. So bleibt dieser nichts mehr zu tun übrig, als dem Unschuldigen die Tore des Gefängnisses zu öffnen.“

Genügt es?

Und ich lese im Roman der Kronstädter Zeitung:

„Nein, ich habe noch nie geliebt!“ Ihr Blick hing traumverloren an dem seinen.

„Noch nie geliebt? . . . und bist Mutter seiner Kinder? Weshalb haßt du ihn gebetrachtet?“

„Weil mein Vater, mein schwerkranker, sterbender Vater es wollte.“

Ihre Stimme klang wie eine schwingende Glocke.

Er beugte sich tiefer zu ihr nieder. „Und haßt du es nie bereit?“ Diese Frage brannte ihm auf den Lippen, aber er sprach sie nicht aus.

„Vielleicht bin ich wirklich „kühl bis ans Herz heran“, wie Hans-Otto sagt“, versuchte sie zu scherzen. „Seelenlos!“

„Wie eine Wassernixe. Komm, Nixe! Die Weißen der schönen, blauen Donau rauschen verlockend, laß uns einmal zusammen walzen.“

Genügt es und wem?

Unserem Publikum!

Ausgabe zur Vorabend-Show

Geistlich

K 2/1924
Seite 73-74

Buchbesprechungen in Siebenbürgen. Man hat unsere größeren Blätter mitunter kritisiert. Die kleinen übersah man, ohne daß etwa bei diesen, was durch Umfang und Aufgabenkreis geboten ist, auch erfüllt würde. Die größeren Organe werden in mancher Hinsicht zu Leistungen gezwungen, die kleinen sind auf den Willen ihrer Leiter gestellt, die sich bei geruhiger Abgrenzung ihres Wirkungsfeldes auf den Erscheinungsort des Blattes von der Beobachtung des gesamtdeutschen Lebens im Lande anscheinend befreit haben. Daß sogar ein großes Blatt, „Die Banater deutsche Zeitung“, solche bequeme Einengung betreibt — kann man immerhin noch verstehen aus den Geburtswehen des deutschen Banats. Aber daß die „Mediascher Zeitung“ und der „Groß-Rokler Bote“ — im Gegensatz zur „Bistritzer Zeitung“ — geistigen Fragen meist nur naht, wenn man ein Hinterlürchen zur Redaktion benützt, ist nicht notwendig.

Der Verlag dieser Zeitschrift hat mehrere Bücher herausgebracht, die einiges Aufsehen im In- und Ausland erregten, aber von den zwei Weinlandzeitungen nie besprochen wurden. Rumänische Blätter interessierten sich dafür, ohne dazu gebeten worden zu sein, ohne daß man ihnen Besprechungsexemplare sandte. Ungarische Zeitungen besprachen sie, Zeitschriften aller Landessprachen ausnahmslos. Nur in Mediasch und Schäßburg kein Wort. Gewiß nicht aus Absicht. Ist man schlau und schickt das Buch einem guten Freunde und bittet ihn, die Rezension zu verfassen, so drucken die Blätter die Kritik. Aber dieser Weg ist — ohne dem guten Freunde nahezutreten — doch eigentlich nicht richtig. Er umkrümmt die kritische Freiheit und Selbständigkeit der Redaktion. Er kann zu Mißbräuchen führen.

Unser Schrifttum scheint nicht ohne Bedeutung zu sein, wenn man ungarische und rumänische Blätter liest, aber der Groß-Rokler Bote findet Stephan Ludwig Roth's Werke nicht der Rede wert, obgleich ihn der Empfang der Rezensionsexemplare zwingen müßte, wenigstens dies mitzuteilen. Dagegen hat die Mediascher Zeitung ihrer Pflicht rasch entsprochen; der Herausgeber des Roth'schen Nachlasses ist eben ein Mediascher. Doch hat das Blatt wieder bei Kleins „Ostlanddichtern“ ein sonderbares Pech. Man schickte ihm das Buch und als es nicht besprochen wurde, mahnte der Verlag. Nun teilte die Redaktion mit: das Buch sei nicht eingetroffen. Man übersandte es nochmals und, als wieder keine Kritik und einer neuerlichen Mahnung die gleiche Antwort wurde, schließlich zum drittenmal. Seither ist mehr als ein Jahr des Schweigens vergangen. Es muß wohl an der Post in Mediasch liegen.

Was tut man da? Man teilt den Zeitungen mit, daß man ihnen solange keine Neuerscheinungen schicken werde, als die früheren Werke unbesprochen sind. Die Zeitungen rührten sich nicht. Man schickt schließlich doch die Neuerscheinungen in der irren Hoffnung, daß die hübsche kostenlos bezogene siebenbürgische Bibliothek den Redakteur zu einer Gesamtbesprechung verleiten werde.

Man hofft vergebens. Aufführungen des lokalen Musikvereins werden spaltenlang besprochen. Und an so wichtigen Ereignissen, von denen jedes einzelne mehr Zeitungsraum besetzt als die Besprechung aller vier Bände der Sachsengeschichte, begreift der Autor etwas von den geistigen Bedürfnissen seines Volkes.

Apr 2/1929, Seite 75-76
Heinrich Zillich

Zur Führerfrage. Die Deutsche Allgemeine Zeitung veröffentlichte am 1. Januar d. J. das Ergebnis einer Rundfrage „Wer wird in 10 Jahren den deutschen Staat führen?“ Wir drucken die Antwort eines Reichstagsabgeordneten Ernst Lemmer nach, nicht nur weil auch andere Antworten eine ähnliche Meinung ausdrücken, sondern weil sie auch für unsere Verhältnisse sinngemäß gültig sind:

„In zehn Jahren sollen die Jungen den deutschen Staat führen! Allerdings hoffe ich, daß es schon früher dazu kommt. Denn schon längst hätte die Schützenjüngergeneration auf dem Führerstand der Nation stehen müssen. Sie wurde bis auf den heutigen Tag um die Folge ihres Opferganges betrogen! Von den Alten, die nirgends weichen wollen.

Die heute noch im Staat und in den Parteien als Führer stehen, die waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch schon vor dem Geschehen des großen Krieges da. Als ob sie nicht ein großes Spiel verloren hätten! Raum ist irgendwo ein Generationswechsel vorgegangen. Unsere Nation droht, in der Politik bedenklich zu altern.

Dabei müßte das deutsche Volkstum sich politisch verjüngt haben; denn neue politische Lebensformen wurden ihm gegeben. Nach dem Zusammenbruch des alten Staates regte sich ein ungezügelter Lebenswille, dessen Kraft die politische Zukunft in schwerster Notzeit zu sichern vermochte. Die alten Menschen blieben in der Führung. Obwohl fünfzehn Jahre dazwischen liegen, die beispiellos reich und tief an Geschehnissen und Erlebnissen waren.

Die Jungen sollen und müssen also den deutschen Staat in zehn Jahren führen! Hinter die Bedeutung dieser Forderung tritt zurück die Frage, aus welcher sozialen Schicht sie kommen werden.“

In Schilde. Betrachtet man das sächsische Leben in den Spitzen seiner Organisationen, in dem Geist, der sich von dort nach außen verkündet, fällt nicht so sehr die Kleinheit des Arbeitsfeldes auf — da dieses doch gerade bei uns von den Menschen abhängig ist, die ihm dienen — als die Alltätigkeit der Atmosphäre. Ausnahmen, wie überall zugestanden und aus der Betrachtung bewußt geschaltet — man faßt diesen und jenen ins Auge, fragt sich, welche Vorzüge, welche Leistungen ihn zu seiner Rolle befähigen und weiß es nicht. Man sieht diesen und jenen jahrzehntelang an der Spitze einer Körperschaft und denkt sich aus, was derweil durch ihn hätte geschehen müssen — und greift ein Nichts; es sei denn, daß schon das bloße Verwalten und Bewahren als Leistung gilt. Und so meinen auch die philosophisch Angehauchten, denen die Relativität ihrer Leistung bewußt wird, wahre Arbeit am Volke bestehe darin, daß man bei tausend Kleinigkeiten und Alltätigkeiten zugegen ist und den Hebel einmal nach rechts, einmal nach links rückt, hier und dort unablässig hilft.

Gewiß ist dieser Alltag völkischen Dienstes das breite, nie zu umgehende Feld. Gewiß ist der Achtung wert, wer da treu und zäh im Kleinen wirtschaftet. Gewiß ist er und sein Tun notwendig.

Steht er aber darin die einzige Möglichkeit, politisch für unser Volk zu wirken, so wird man seinen Wert doch näher feststellen müssen, denn seine Meinung — in ihrer ganzen Unfruchtbarkeit jedem Duzendkopf umso verständlicher als sie bei härterer Kritik immer unwahrer wird — hat die Wirkung, seine Tätigkeit als höchstwertig erscheinen zu lassen. Was wäre denn auch wertvolleres zu tun, wenn keine Tat schon die einzig mögliche am Volke ist? Indem er die Kleinheit unseres Lebensraumes beklagt, die ihn zu solch beengter Arbeit verdammt, erhebt er auf der andern Seite die strenge Forderung ans Volk, in dieser Arbeit eine gültige, dauernde Leistung zu sehen, ihn deswegen gewähren zu lassen und zu ehren.

Das Leben aber ist durchaus nicht so eben, daß der behäbige Schritt der Bürgergardisten den Durchmesser abschreiten könnte. Nein, er läuft auf der Plattform hin und her, die ihm zu übersehen gegeben ist, merkt die Möglichkeit nicht, setzt alljährlich wie ein Baum einen neuen Ring seines Autoritätsstolzes an und wächst immer tiefer ins Bewußtsein hinein, der Dinge letzten Kern zu spüren und die Moral gepachtet zu haben.

Da stolzieren sie hin und her, Diurnisten des Lebens, froh, daß die Buchhaltung ein Zehntel aus dem Vergänglichen notiert, Geldwebel in Generalsuniformen.

Wischte man mit einem ungeheueren Schwamm diese Hierarchie weg, — tot alles in einem Augenblick! — spränge 80 Jahre vor in die Zukunft und fragte nun die Enkelkinder: Ihr erinnert euch doch des hochverdienten Herrn Soundso? Habt ihr der Sachsegeschichte 6. Band? Dort steht doch sein Name und hinter ihm zehn Seiten Text und Talbericht. Da werden sie uns verständnislos ansehen. Wir schlagen die „Geschichte“ auf, suchen im Register und wo der Name stehen sollte, knipfen wir ein Stäubchen weg.

Sollten die Buchhalter ihr Geschäft auch für das Wichtigste, es entscheidet doch selbst in den kleinsten Verhältnissen — wo das Spiel mit dem Geschichtsruhm nur Galgenhumor ist — auf die Dauer die bewegende Tat, das geistig Eigenwertige, das Schöpferische. Bloß dieses hat, wenn schon nicht die Gewißheit, so doch die Möglichkeit, über den Tag hinaus Geltung zu behalten. Denn in seiner Leistung liegt ein sachlicher Wert, eine in sich bestehende und gegründete Bedeutung, die nicht mit der Erledigung laufender Arbeiten zum Aktenbündel wird. Im Alltag ertönt das Wort der Geldwebel lauter, erscheint mächtiger als die abgeschlossene große Tat eines Karl Wolff. Wie aber wird er in 80 Jahren im Gedächtnis leben und wo werden jene verwesen! Ich zähle sie aus an diesem Maßstab für die 80 Jahre sächsischer Ewigkeit und streiche alle bis auf ein schütteres Duzend. Ich betrachte den einen und frage: was hat in deinen zwanzig-dreißig Jahren Volksarbeit sachliche Form angenommen, was schlug sich als harter Boden für unser Weiterbestehen nieder? Welches Werk bleibt von dir außer dem, daß du den Geschäftseingang erledigt hast und stolz darauf warst?

Mir steigt das Pochen in den Hals, sehe ich sie in ihrer würdigen Erfüllung. Ich schäme mich selbst ein, lege — unverschämt wie ich bin — sechs Bücher auf den Tempeltisch der sächsischen Ewigkeit, elliache Bände dieser Zeitschrift, tippe auf einige Gedichte besonders nachdrücklich und sehe mich — noch sehr im Anfang meines Lebens — doch schon voraus den allermeisten, die sich heute im Sonnenlicht ihrer Geltungsviertelstunde spreizen und sich selbst als die erfahrene Führung offerieren, der ich Vertrauen schulde.

Aber sofort füge ich — mich selbst am Schopfe zurückreichend — hinzu, daß ich nicht deshalb zu dieser Untersuchung Lust empfand, weil ich Arbeit und Geist der Betroffenen mißachte, sondern weil sich daran gemessen ihr Stolz so kurios ausnimmt. Und weil ihr Bewußtsein, daß sie selbst das Wohl des Volkes seien, zu sonderbaren Taten verführt, wie sie von der staunenden Mitwelt schon so oft betrachtet worden.

Ich nehme meinen Maßstab aus der sächsischen Ewigkeit, verteile die Jahreslängen der Unsterblichkeit und amüsiere mich, wie wenig die öffentliche Geltung in Schilda dazu stimmt, aber das kommt daher, daß wir mehrere Jahre brauchen, um eine Sache klar zu sehen, die eigentlich an der Sonne liegt. Es kommt auch

haben, daß ja eigentlich die Uniform gegrüßt wird und nicht, wer darin steckt, und es kommt schließlich daher, daß keiner, der in der Uniform steckt, das Gefühl aufbringt, er fülle sie nicht aus. Und zu allerlezt, welcher Feldwebel wäre nicht der Meinung gewesen, daß er der Kopf des Heeres sei und jeder ein schlechter Kerl, der vor ihm nicht stille stand.

Heft 3/1929 Seite 113 - 114 **Heinrich Zillig**

Ein großes deutsches Blatt im Lande. Da wagen eiliche Leute im Februar 1929 unter dem Beifall vieler namhafter Männer an die Gründung einer deutschen Zeitung für Rumänien zu denken, die dem örtlichen Standpunkt der bestehenden Presse nicht verfallen, die Gesamtschau aller deutschen Siedlungen im Lande sein, dabei auch das umfassende politische und wirtschaftliche Nachrichtenblatt Rumäniens in einer Weltsprache werden soll, das wir alle und auch das Ausland entbehrt. Weil die offizielle deutsche Welt des Landes überall ihre lokalen Blätter hat, dieses sich aber darüber erheben will, suchen sie die Zeitung so unabhängig als möglich zu stellen und rufen das ganze Volk zur Unterstützung auf. Doch ehe dies geschah, ehe noch ein Wortchen der Öffentlichkeit übergeben wurde, bewies das S.-D. Tageblatt, daß kein Bedürfnis nach einem solchen Blatte vorliege, denn es selbst sei ja der Ausdruck alles örtlichen Sin und Widers, lasse Pro und Contra zu Worte kommen und fürchte niemand. Gleich darauf spielte auch die Kronstädter Zeitung eine ähnliche Musik. Dieser Marsch aber war ein echtes Stück, begutachtet und zusammengeleimt von einem Ausschuß und hatte einen Text, der sich aus Konkurrenzangst und Volksliebe so innig mischte, daß darin die bösen Anaben des neuen Blattes — noch ehe sie ihren Mund aufstuten — erkannt wurden als solche, die „ihrer Besserwisserei, ihrem Eigenwillen, vielleicht auch noch anderen unbegründeten und vorübergehenden Regungen ein Piedestal“ erbauen. Da warnte man das Volk „Zehntausende zum Fenster hinauszumerfen“, stellte fest, daß das neue Blatt die Inserenten „erpressen“ werde und was dergleichen Beweis für die Liebe zu den Volksgenossen mehr war.

Ich bin an der Zeitungsgründung selbst beteiligt und so lasse ich diesen Vorgehensweisen ihren siebenbürgisch-sächsischen Charakter, ohne mich zu alterieren, obgleich ich mich auch zur Wehr gesetzt und den Erfolg geerntet hatte, daß die Idee der großen Zeitung noch in weitere Kreise drang als vorher.

Inzwischen gelang es, durch Heranziehung auch der offiziellen Welt, dem Gedanken Nahrung zu geben und so wird in einigen Monaten, in Hermannstadt oder Bukarest, ein umfassendes deutsches Blatt entstehen, unter dem Beifall jener, die es erst verdächtigten, denn bei uns im Lande schlägt der Hase mehr Baken als sonstwo, auch wenn er richtig läuft.

Heinrich Zillig

Heft 3/1929, Seite 114

Der Klingsorverlag, der diese Zeitschrift bisher verlegt hat, ist im März¹⁹²⁹ nach fünfjährigem Bestand aufgelöst worden. Der Verfall der öffentlichen Kaufkraft zwang ihn dazu. Das weitere Erscheinen ^{der} ~~dieser~~ Zeitschrift ist gesichert.

Im ^{ihrem} ~~Rahmen der Zeitschrift~~ blieben häufig solche kulturelle Ereignisse unbewertet, die das Konzertbüro des ~~Klingsor~~ ^{Klingsor} Verlages veranstaltete, weil Veranstalter und Kritiker - wenn auch in den Personen nicht identisch - ~~doch~~ verbunden waren. Damit umfaßte unsere kulturelle Berichterstattung, die ohnehin nur die wichtigsten Geschehnisse betrachtet, selbst diese ^{me} ~~un~~vollständig.

Es sei uns gestattet, mit Rücksicht auf die gefallene Hemmung, wahrhaft pro domo zu sprechen und dadurch auch die Beschränkung des kritischen Umblickes nachträglich aufzuheben, indem wir die hauptsächlichsten Arbeiten des Klingsorverlages in den Jahren 1924 bis Anfang 1929 aufzuzählen. Wir nennen bei den vom Konzertbüro durchgeführten Veranstaltungen die Kronstädter Kunstabende, ohne nähere Bezeichnung, ob diese in anderen Städten wiederholt wurden, ob es sich um Tourneen handelte, die der Verlag in ganz Rumänien selbständig leitete oder nur um seine örtliche Teilhaberschaft an solchen Gastspielen. In der Aufzählung fehlen sportliche und artistische Vorführungen; dagegen sind alle künstlerischen berücksichtigt, selbst solche, deren Wert dem Programm des Unternehmens nicht entsprach, zu denen aber wirtschaftliche Gründe mitunter nötigten.

Wir glauben, daß das Konzertbüro - unter der ~~der~~ ^{Leitung} von Gust Ongyerth - in den verflossenen fünf Jahren eine Rolle im künstlerischen ^{und auch andere Gebiete} Leben Siebenbürgens ~~spielte~~, die nun, wo die Ungunst der Wirtschaftslage eine Weiterarbeit verbietet, nur schwer ersetzt werden kann.

Die Arbeit des Klingsorverlages umfaßte:

Theater

a) Schauspiel

Ensemble von Mitgliedern des Wiener Burgtheaters: Heine -- Romberg
Schmöle -- Mayen etc.

Ensemble von Mitgliedern der Reinhardt Bühnen: Else Heims, Ferd. Bonn etc.

Ensemble von Mitgliedern Wiener Bühnen: Manna Copony — H. Czell etc.
Deutsches Schauspiel: Direktor M. W. Lenz
Deutsches Schauspiel: Dir. Dr. Csaki, Regisseur Dr. Pünther
Wiener Novitäten Ensemble I: Kollo — Ander — Schmiedl etc.
Wiener Novitäten Ensemble II: Feldmar — Maly etc.
Paul Wegner Ensemble
Tegernseer Bauernbühne: O. Lindner — Dengel etc.
Hermannstädter Theaterverein
Siebenbürgische Volksbühne
Jiddisches Theater: Anna Jakobowitz etc.

b) Opern und Operetten

Erste Wiener Opernstagione: Musil — Krögler — Tauber — Bandler etc.
Berliner Kammeroper
Bukarester Operngastspiel
Wiener Operettenensemble I: Deutsch-Haupt — Maganja — Stepanek — Adj
Berger
Wiener Operetten Ensemble II: Willy Strehl — Pia Doreé — Strassberg
Wiener Operetten Ensemble III: Thunis — Tony Schiller
Wiener Operetten Ensemble IV: Pirchhof-Manowarda — Künl — Wanaus
Mährisch Ostrauer Operette: Dorit Jenny — Marau — Wanaus
Wiener Revue Ensemble: Rittersheim — D'Orsay
Kabarett Steinhardt

Dirigenten

V. Bickerich — Le Blum — Marzell Botez — F. X. Dressler — Friedrich
Gruber und andere Dirigenten von Opern- u. Operettentourneen — B. Gsell-
hofer — Serge Jaroff — Hermann Klee, Klausenburger Oper — N. Kostr-
jukoff — Căp. Milea

Kammermusik

Kronstädter Kammermusikvereinigung: Bernfeld — Biemel — Moldrik. —
Waldbauer-Kerpely Quartett — Roséquartett — Quartetul Regina Maria —
Dresdner Streichquartett

Tanzabende

Schwestern Wiesenthal — Ligeti Ballett — Geschwister Bitter — Lelia
Bederkhan — Bukarester Opernballett — Eurythmische Vorführungen des
Goetheanums Dornach

Vorträge

Dr. Hugo Eckener — Dr. Viktor Glondy — Dr. Egon Hajek — Günther
Haenel — Paul Ligeti — Hans Lienerth — Max Werner Lenz — Karl
Michaelis — Dr. Konrad Nussbächer — Erwin Reissner — Schuster Dutz
Claire-Schilling-Philippi — Dr. A. Scholz — Dr. Oswald Thomas — Dr. Hans
Wühr — Dr. Heinrich Zillich

Gesang

Aenne Bickerich — Lulu Dörschlag-Glockner — Florica Filimon — Laila
Mysz-Gmeiner — Veturia Ghibu — Johanna Herzog-Thullner — Emmy Herter —
Bertha Kiurina — Eva Lissmann — Sophia Munteanu — Ella Nikolaus — A. Reissen-
berger-Umling — Rosika Tutsek — Aranka Tutsek — Vasile Alexiu — Dr. Karl
Brandisch — Ernst Fischer — Fritz Hintz-Fabritius — Gerhardt Jekelius
Dr. V. Krögler — Hubert Leuer — Helge Lindberg — G. Niculescu-Basso
Sepp Summer — Franz Steiner — Dr. Alfred Witting

Violine

Fr. Arányi — Sam. Biemel — C. Bobescu — Willy Burmester — Silvio Florescu — A. Indig — Jaroslav Kocian — Florizel von Reuter — Alma Moodle — Vasa Prihoda — Rozika Stern — Willy Teutsch

Klavier

A. Alessandrescu — B. Bartók — E. v. Dohnányi — Georges Boskoff — Emanuel Bernfeld — Franz Cerné — Leo Freund — Luise Gmeiner — Meta Hagedorn — Hevesi Piroška — Selma Honigberger — M. Klein-Hintz — Arnold Kiettsch — Emily Kerschner — Margit Laszloffy — Franz Mittler — Franz Nemeskei — Estella Popp-Köhler — Josi Leicht-Schuller — Irene Sager — Karl Heinz Schuller — Leo Sirola — Adolf Weiss — W. Schlandt — Egon Sigmund — Ilonka Weisz — Karl Szreter — E. Zsizsmann

Orgel

Viktor Bickerich — Fritz Heitmann (Berlin) — Johannes Herklotz (Dresden) — Paul Richter — Adolf Weiss

Harfe

S. Niculescu-Kulibin

Chöre

Bukarester Chor „Cântarea României“ — Tschechischer Gesangverein „Smetana“ — Donkosakenchor, Dir. Serge Jaroff — Donkosakenchor, Dir. Kostrjukoff — Bukarester Chor: Stefan Stolcescu — Brukenthalchor, Dir. Prof. Fr. X. Dressler — Kronstädter Schülerkirchenchor, Dir. Prof. Bickerich — Chor der Burzenländer Lehrerschaft, Dir. Prof. Bickerich

Orchester

Czernowitzer Philh. Orchester — Kammerorchester der Berliner Kammeroper. — Durch Philharmoniker verstärkte Kronstädter Stadtkapelle

Kunstaussstellungen

Sammelausstellungen siebenbürgischer Maler — Sammelausstellungen alter Kupferstiche — Sammelausstellungen Bukarester Maler — Sammelausstellungen Budapest Graphiker — Kollektiv-Ausstellungen: Wilhelm Beindorf — Wnh. Busch (Originale) — Grete Csaki-Copony — Hans Eder — O. Gawell — H. Gärtner-Petzold — Gr. Hiemesch — Ernst Honigberger — Ludwig Hessauer — Fritz Kimm — Hermann Lani — Endre Litteczky — Eduard Morres — Nagy Imre — Nagy István — O. Netoliczka — Heinrich Schunn — Mattis Teutsch — Tibor Ernő — Dr. Heinrich Zintz — Sammelausstellung von Dürers

155

Graphik in Reichsdrucken — Sammelausstellung von Piperdrucken — Sammelausstellungen kunstgewerblicher Gegenstände

Verlagserzeugnisse

Klingsor, Siebenbürgische Zeitschrift, geleitet von Heinrich Zillich, erscheint monatlich. 6 Jahrgänge — *Egon Hajek*, Die Musik. Ihre Gestalter und Verkünder in Siebenbürgen einst und jetzt — *Karl Kurt Klein*, Ostlanddichter — *O. Fr. Krasser*, Hermannstadt, von seinen Häusern und Menschen. Mit Bildern von Theodor Lassy — *Steph. Ludw. Roth*, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dr. Otto Folberth — 1. Band: Die Wanderung — 2. Band: Heimkehr — 3. Band: Kampf — *Hans Wühr*, Figureschmuck der Schwarzen Kirche in Kronstadt (vergriffen) — *Heinrich Zillich*, Kronstadt. Eine Schilderung mit Zeichnungen von Fritz Kimm (2. Auflage) — *Heinrich Zillich*, Siebenbürgische Flausen. Mit Holzschnitten von Ed. Morres — *Heinrich Zillich*, Strömung und Erde. Neue Gedichte.

Heft 4/1929, Seite 153-156

Politische Chronik. In der Minderheitenpresse liest man immer wieder, daß die Erwartungen, die man in die Nationalpartei setzte, nicht erfüllt worden seien. Das ist gleich einzuwerfen, daß es der Regierung überraschenderweise nicht nur gelungen ist, in kurzer Zeit die Währung zu stabilisieren, den Auslandskredit, nach dem die Liberalen schon in wahrhaft komischen Sprüngen jagten, zu bekommen, sondern auch ein Gefühl wiederhergestellter Rechtfertigung zu verbreiten, ein Empfinden der Stabilität zu wecken, das man früher nicht hatte. Ohne Zweifel ist dem Balkan im östlichen Leben der Raum verkürzt worden. Dies sind Leistungen. In der Minderheitenfrage allerdings war nach dem Verhalten der Regierung bei der Budgetaufstellung keine rasche Tat zu erwarten. Sie entschuldigte ihr Zögern damit, daß ihr die wirtschaftliche Neuordnung des Staates keine Zeit lasse. Wir begnügten uns lange mit dieser Erklärung, die an der Sache vorbeigreift. Denn die Summe, die wir fordern können, belastet das Budget kaum und die Auszahlung eines Vorschusses kostet keine Zeit. Aber dieser Vorstoß auf eine später auszuhandelnde Summe hätte die Regierung festgelegt. Und das brauchen wir! Auf das umfassende Minderheitengesetz können wir auch warten. Die allgemeinen Grundsätze und Versprechungen, die der Ministerrat am 14. April beschloß, helfen nichts. Sie wiederholen bloß, was der Staat seit Jahren zu tun verpflichtet ist. Das erste ausgezahlte Geld bindet die Regierung viel enger.

Diese Bindung, die sie gleichwohl als nötig erachtet, sucht sie möglichst spät einzugehen. In ihrer Partei treffen sich verschiedenste soziale Kreise. Der Riß zwischen ihnen wurde schon einigemal deutlich. Welche soziale Gemeinschaft soll auch zwischen dem kultivierten westrumanischen Bürgertum und den agrarreformistischen Kleinbauern im Osten bestehen? Ins Nationale und Politische erhoben: die Nationalpartei umgreift Kreise, die man in Deutschland auf alle Parteien rechts von den Sozialisten aufteilen könnte. Eine gewisse demokratische Überzeugung und moralische Anständigkeit ist das einzige positive, die Abneigung gegen die früheren Zustände das negative Band. Dabei ist aber die demokratische Einstellung wieder bei vielen so nationalchauvinistisch, daß von einer Gleichförmigkeit der Ideen eben nicht die Rede sein kann. Selbst Minister sind da nicht ausgenommen. An der Spitze steht Maniu engster Freundeskreis als einzige ernste Gewähr für die sinngemäße Durchführung des Programms. Glaubt man an die Lösung der Minderheitenfrage, so glaubt man an Maniu. Es fragt sich aber, wohin der Pendel schwingt. Die Partei ist so groß, daß sie, wie immer sie sich benimmt, nur verlieren kann. Wenn das Unbrücheln eine stärkere soziale Geschlossenheit mit sich bringt, gleichgültig nach welcher Seite, werden wir erst die weitere Entwicklung klar sehen, denn in den bisher geleisteten Arbeiten konnten sich alle Kreise einig bleiben. Das wird aber später kaum mehr der Fall sein, wo nicht nur Rettungsarbeiten durchzuführen sind.

Diese Umstände bewirken das Zögern der Regierung: sie will demokratisch sein und muß zugleich den nationalistischen Regungen der Rumänen zu Gefallen bleiben. Deshalb greift sie Fragen, die von grundlegender Bedeutung für Rumänien sind, so schwerfällig an. Jeder Beschluß in diesen Dingen bedeutet ein Selbstbekenntnis. In jüngster Zeit beginnt sich auch der Kommunismus zu regen, und wie das bei so jungen Parteien nicht anders sein kann, eruptio und gewalttätig. Auch hier steht

eine lästige Stellungnahme der Regierung. Die Auflösung der kommunistischen Gewerkschaften ist ein verfehltes Zurückfallen in die liberale Praxis. Auch hier wird die Regierung sich fruchtbarer entscheiden müssen. Ein Verbot nützt gar nichts. Die soziale Lage der Arbeiter muß gebessert werden, ebenso wie die der Minderheiten.

Photographien. Die Schaukästen der Photographen sind Fundgruben der menschlichen Eitelkeit und Affenhaftigkeit. Hat auch ein jeder seine kleine Eitelkeit im Herzen, so mutet es doch mehr als toll an, daß er bei der Verewigung seines Ruhms plötzlich ein neues Feld der Selbstkorrektur findet und es auch — unumwendbar frech wie alles Menschliche — glaubhaft lebt. Ja, er glaubt daran, und wenn es bloß für die Dauer der Sekunde wäre, die der Photograph braucht. Kleine Gännschen, denen das Zwerchfell vor Verlegenheit schmerzt, wenn sie unter Leute kommen, werfen sich da schwungvoll einen Pelz um die Schultern, recken die entblößte Schulter damenhaft und blicken überlegen-lässig. Eine ältliche Person mit wallendem Gewand steht in die Ferne, als winkte dort ihrer längst unerfüllbaren Sehnsucht die Befriedigung. Ein Balkon dient einer anderen als Deckung für ihre Hülle; sie lächelt mit Ausnützung von drei restlichen Zähnen wie sie in Wahrheit nie lächeln würde. Ich kenne einen, der nie ein Buch las — er läßt sich vom Photographen dabei ertappen, wie er mit gutigem Blick über einem Folianten brütet, ein milder Bibliophile mit langem Bart. Nie im Leben sieht er so, nie hat er diese Denkerstirne — beim Photographen probt er sie sich an, aus einem Häßchen seines Bewußtseins steigt plötzlich ein Wunsch, neben all dem, was er mit Recht und Gewicht ist, noch ein lächerliches Etwas zu sein. Und selbst dies nicht ganz! Ein Ausdruck nur, ein augenblicklicher Ausdruck eines Etwas zu sein. Dieses Etwas, dessen Ausdruck man mimt, ist wahrhaft nebelhaft, es ist der Körper weit-
hin verschwimmend, einer Vorstellung, die so unfassbar ist wie das Wort „Dame“, „Schneeflocke“, „Lächelnde“, „Dämonische“. Mit Worten lassen sich Typen gewiß umschreiben. Doch suche einer, der es nicht ist, sie nachzuleben, sie sich lebhaftig vorzustellen! Es verschwimmt alles, es wird Dunst, es ist nicht. Beim Photographen aber wissen wir nicht einmal, welchen Typ Mensch wir nachäffen wollen. Daß wir es tun, wir wissen es nicht und wären sehr entrüstet, sagte es uns jemand. Wir wollen doch bloß eine kleine Pose annehmen, nur ein Teil jener nebelhaften Vorstellung sein. Wir lägen uns nicht an, ein Bücherliebhaber zu sein, wir lägen nur den verzeihend-verstehenden Ausdruck des Bibliophilen. Warum aber? Weil wir mehr sein wollen als wir sind. Doch — sagte ich es schon? — der „Bibliophile“ ist ein sehr real denkender Mensch, der den Bart nicht rasiert, um zu sparen, der durch Mähchen nichts zu gewinnen hat. Weshalb also die Pose?

Ich könnte jetzt Freud aufmarschieren lassen, eine hübsche Geschichte erfinden, daß der „Bibliophile“ als kleiner Junge auf der Straße ein verlorenes Bonbon suchte und bitterlich weinte; plötzlich beugte sich ein gütiges Gesicht mit Denkerstirn über den Anirps, ein Arm streckte sich zu Boden, nahm das Zuckerstück auf und wollte es ihm in den Mund stecken. Da war es leider schmutzig und der gütige Mann wachte dem Jungen statt dessen ein Buch: „Nimm und lies!“ Der Junge las nicht — er war nicht so — doch in manchen Momenten, wo es um Wichtiges geht, wo er sich entscheiden muß, wie etwa beim Photographen, da steigt ihm unbewußt das gütige Gesicht des Helfers auf und da wird sein Sparbart zum Prophetenbüßel.

Nicht? dies wäre eine freud'sche Erklärung, die unsere Öffentlichkeit hinnähme. Ich meine dagegen, es ist ein Zeichen von ungeordnetem Innenleben, eine Unsauber-

Heft 5/1929
192-193

heit, wenn man vor der Linse sich von einem rein Außerlichen, einem Gebahren einer Pose, hinter der nichts steckt, überfallen läßt. Es beweist, wie schwach ~~ist~~ die Starken sind. Es beweist zwar wenig gegen die Fähigkeiten, die man hat, es beweist aber, daß der Mensch will, was er nicht kann und ist, es beweist daher, daß er — wer wäre da ausgenommen! — unmoralisch ist.

Seht euch nur ruhig die Schaukästen an. Ob es die Auslage eines guten oder schlechten Photographen ist, tut nichts zur Sache. Was soll es denn auch für einen Unterschied ausmachen, ob ein Kunstbild Baronin X, die Gattin des bekannten Rennstallbesizers, als ätherisches, gleichsam aufschwebendes Geschöpf darstellt, das sie nie ist, oder eine Sonnenlichtaufnahme Herrn Maier mit einem Bergstock auf Papierfelsen?

Es gibt gewiß manchmal Bilder, die einen Menschen wahrhaft schildern, nicht wie er ist, nein, nur: wie er aussieht — und das ist übergenug. Solch ein Bild zeigt entweder, daß der darauf abgebildete Mensch ehrlich ist oder daß er von der Aufnahme nichts wußte. Gleichviel, er hat nichts an sich korrigiert; er wollte sich nicht seelisch drapieren, wie es die Photographen, in unerfüllbarer Lust am Künstlertum, von ihren Kunden verlangen, er ist zu sehen, wie er aussieht. Auch ein Dach, eine Kuh, ein Haus, ein Garten, ein Berg läßt sich photographieren, man stellt genau, wie sie aussehen — mitunter ist etwas Stimmung darum herum — und dann ist das Bild „künstlerisch“ — aber den seelischen Inhalt des Dachs, der Kuh, des Berges verraten weder Dach, weder Kuh, weder Berg dem Photo, noch dieses um.

Da müßte ein Künstler herkommen: aber dann gäbe eben er die Deutung des Modells, während beim Photographen das Modell sich selbst durch Gesten und Mienen erklärt — und das ist genau der Unterschied zwischen Kunst und Photographie.

Heft 5/1929, S. 193-194

Politische Chronik. Die einander widerstrebenden geistigen Elemente in der Regierungspartei, auf die ich im Mai hinwies, sind durch die Bildung der national-jugendlichen Jugendorganisationen greller hervorgetreten. Maniu hat die Bedenken gegen diese Gründung nicht zerstreut, als er erklärte, die Verbände hätten den Zweck, die Jugend im Geiste der Moralität und der Demokratie politisch zu erziehen. — Jugenderziehung ist kaum die Aufgabe einer politischen Partei, sondern der Schule. Und politische Erziehung der Jugend ist ein Anschlag auf ihre geistige Entwicklung. Die Verbände sind militärisch organisiert und unterstehen der Parteidisziplin. Ihre Bildung ist eine Maßnahme zur Selbststärkung der Regierungspartei, ein schändliches Mittel, das hierzulande zwangsläufig, wenn nicht mit Absicht, zu chauvinistischen Terrortrupps führen wird.

Während die Regierung im Entwurf der Verwaltungsreform ihr Programm durchzuführen trachtet, entspricht ihr Verhalten in der Bakkalaureatsfrage weder ihren Grundätzen, weder dem Friedensvertrag, noch den Karlsburger Beschlüssen. Im die Anghelescu'schen Schulgesetze, die unsere verbürgte Schulautonomie schwächen und die pädagogische Absurdität der Bakkalaureatsprüfungen einführen, zu bedauern, gaben die Professoren der Regierungspartei ein Gutachten ab, das als Verhandlungsgrundlage zur Besserung der Schulnot geeignet war. Statt dieser Forderung aus eigenen Reihen zu entsprechen, wurde ein Entwurf herausgebracht, der so wenig von den bestehenden Gesetzen entfernt, daß ihm sogar Anghelescu zustimmte.

Der Zweck des Entwurfs ist der gleiche, der sich in der Bildung der Jugendorganisation erfüllt: gewaltsame Vereinheitlichung der Gesinnung, damit aber auch deren Asphyxie. Was die Theorie der Partei immer wollte: die schöpferischen

233

Kräfte zur freien Entfaltung zu führen, in politischen Kämpfen durch Überzeugung, nicht durch Drosselung zu wirken, davon ist in diesen Taten wenig zu spüren.

Wenn die Minderheiten von der Regierung etwas erwarteten, so erwarteten sie es von Maniu. Es stimmt nicht zu dem, wofür er bisher lebte, daß sich seine Regierung in grundsätzlichen Fragen so unsachlich entscheidet. Uns trifft schließlich durch die schulzerstörenden Gesetze nicht nur der Nachteil, den das ganze Land davon tragen wird, sondern auch noch die damit verknüpften Tendenzen zu unserer Schwächung.

Europa steht jetzt — in den Abrüstungs- und Schuldenregelungskonferenzen tritt es deutlich zutage — den Kampf seiner letzten Jahre in verschärfter Weise: den Kampf zwischen seiner kleintlich und chauvinistisch aufgesetzten Staatsräson und den moralischen Ideen, die durch den Weltkrieg allgemein anerkannt wurden. Diese Ideen sind sicherlich wenig genial, setzt man sie in Vergleich zur Idee des mittelalterlichen Reiches; sie sind aber für die Diesseitigkeit und Enge der Machthaber noch immer unsäglich.

Dieser Kampf spielt sich auch in Rumänien ab, hier in der Brust der Partei, deren moralisches Guthaben aus der Zeit ihrer Opposition stammt. Wenn sie in den nächsten Monaten mit gleicher Eile von der Idee zur — ja, wozu umwechseln? — zur Realität? — nein, denn ihre Minderheiten- und Schulpolitik schädigt auf die Dauer das Land und das Volk — wohl aber zur Politik nach momentanen Massenstimmungen absteigt, dann werden wir sicherlich einmal nach Genf gehen müssen, so ferne uns der Gedanke auch noch liegt.

Heute rächt es sich, daß wir soviel von der Regierung erwartet, daß wir keinen Minderheitenblock haben und daß wir von unserem Vertrauen noch immer gehindert, die volle Abwehrkraft nicht entfalten können. Gegen diese Partei, die aus dem Geist der Minderheit entstand, ist die Waffe unser, die sie groß machte: das freie Eintreten für das Recht vor der ganzen Welt. Ich sehe nicht ein, daß dieses Recht auf eine Minderheit allein begrenzt sein soll. Wir haben dasselbe zu verlieren und zu gewinnen. Ungarn, Ruthenen, Deutsche und — auch Rumänen. Heinrich Hübsch

Zelp 6/1929, Seite 233-234, 1929

Aber die liebenbürgische Diskussion. In ungarischen Zeitschriften wird der „liebenbürgische Gedanke“ und die „liebenbürgische Seele“ heftig umstritten. Während ein großer Kreis — darunter die Dichter des Erdélyi Helikon — die landschaftliche Bedingtheit, die mit den Worten ausgedrückt wird, spüren und daraus oft viel zu weitreichende Folgerungen ableiten, erklärt die Zeitschrift „Korunk“ alles für Unsinn und Schwindel. In ihrem Maiheft veröffentlicht Uradi Viktor darüber einen Aufsatz, der in deutlicher Gegnerschaft zum Helikon geschrieben von einem materialistischen Denken diktiert wird, das blind für die tieferen Beweggründe der Zeit an der Oberfläche der Erscheinungen klebt und das Wesentliche des Gegenstandes überhaupt nicht berührt. Ein Verfahren, gut vielleicht zur politischen Propaganda, aber zur Unterleuchtung einer soziologischen Tatsache ungeeignet wie die materialistische Denkungsart.

Materialistische Gedankengänge sind im „Korunk“ häufig, darum nicht weniger vorgetriggert. Es haftet ihnen wahrhaft schon der Spießbürgerbart an, wenn Uradi, ohne zu wissen, worüber er spricht, aber gerade weil sich der Ahnungslosigkeit das Selbstbewußtsein so gerne paart, seine Gesinnungsgegner als Reaktionäre hinstellt und diese Bezeichnung wieder in der geistig-schematischen Weise versteht, die in ungarischen Blättern das Wort „modern“ häufig zu einem Heiligungs- und Rechtfertigungsprädikat für allerlei zweifelhafte Meinungen macht. Der kleinste Journalist dünkt sich damit über die ganze Welt erhaben, die vor ihm war und sein wird. Das Wort „Reaktionär“ ist in dieser Verwendung schon eine Kennmarke für eine geistige Einstellung.

Was nun Uradis Soziologie anbelangt, so arbeitet sie mit einer ähnlichen Schlagwortmanier, die sich immer höchst orientiert gibt. In der Einleitung sagt er: Einst, wenn die Grundlagen der Gesellschaftswissenschaft weiter bekannt werden, werde sich auch die „Volksseele“ aus dem Nebel heben, den man heute um sie windet. Man werde dann merken, daß die für den Lauf der Geschichte maßgebliche Richtungslinie der Wille der breiten Massen sei. Diese Kraftlinie, gegen deren freie Entfaltung sich die politischen Regenmeister mit Gewalt wenden, werde durch die reaktionären Publizisten berufsmäßig falsch ausgelegt. Man werde einmal bemerken, daß die geschichtlichen Tragödien aus dem Zusammenprall dieser Kräfte entstehen.

Diese verblüffende Lösung — alt wie Marg — hat also als Komponenten des Weltgeschehens den Willen der breiten Massen, politische Regenmeister und reaktionäre Journalisten — man fragt, wo denn die Volksseele bleibt, die Uradi erklären wollte, und wo die journalistischen Kollegen von der anderen Fahne?

Beht jemand das Organ, den Kern der Religion zu erspüren — vom religiösen

Erlebnis rede ich gar nicht — so mag ihm alles, was damit zusammenhängt, als Unkann erscheinen, als unmodern, als reaktionär, wobei er den Fehler begeht, an dem, was ihm fehlt, das Vorhandene zu messen. Da nun einmal die tiefsten Dinge des Seins unaussprechlich sind — sonst gebe es z. B. keine Kunst, denn auch dies erfährt man nicht aus gedanklichem Übermitteln, sondern in einem den ganzen Menschen innerlich anfassenden Erlebnis — wird, bis in die Ewigkeit, der von Natur für diese Tiefe unbegnadete Mensch am flinksten verstehen, was eigentlich die Welt bewegt, weil er am wenigsten bemerkt. Und so erklärt er ihren Gang mit dem Wissen der breiten Massen und einigen anderen Begebenheiten, die manchmal tatsächlich Einfluss haben, oft nicht, von der Tragik der Geschichte aber, vom Geist, der sie bewegt, kehrt Zipfelsen lüften.

Auf die Beweisführung Aradis einzugehen, ist langweilig. Er leugnet die Existenz eines siebenbürgischen Typus, weil die Siebenbürger früher untereinander viel blutiger Zwist hatten. Erlaubte aber diese Tatsache, die er lang ausführt, eine solche Folgerung, dann gäbe es überhaupt kein Volk auf Erden und nicht einen Menschenschlag, der von einer Landschaft bedingt ist. Auch die europäische Kultur gäbe es nicht.

Politische Ziele haben mit dem seelischen Kern einer Menschenart manchen Zusammenhang, doch sie decken sich nicht mit ihm. Sie sind zeitliche Bindungen, für den seelischen Inhalt von zu kurzer Dauer, um ihn allein zu bestimmen. Selbst der dreißigjährige Krieg hat es nicht vermocht, die sich bekämpfenden Deutschen national-seelisch zu trennen. Sie blieben Deutsche. Auch in Siebenbürgen blieb das Fürstentum trotz Bürgerkriegen lange genug bestehen. Aradis Beweisführung ist selbst, wenn man so eng wäre und das Sein eines Menschenchlages nicht unmittelbar empfindet, unrichtig, unlogisch, als Kampfgang mit seinen eigenen, dem Museum des Materialismus entnommenen Waffen kein Meisterstück. Die Rumänen, die aus politischen Befürchtungen unser Thema anschnitten, haben immer eine geistigere Einsicht verraten. Sie versuchten den siebenbürgischen Gleichklang damit zu erledigen, daß sie eine Analogie zwischen dem kulturellen Sachgut der drei Völker suchten und deren geringes Ausmaß feststellten. Diese Bekämpfung der „siebenbürgischen Seele“ ist nicht so völlig ahnungslos wie der polemische Historizismus Aradis, aber ebenso falsch.

Viele, die sich von ihren parteipolitischen oder nationalen Interessen nicht zur Beugnung verführen lassen, hängen überschwängliche Hoffnungen an die „Siebenbürgische Seele“, besonders Ungarn: und hier spielt ein politischer Wunsch tatsächlich auch mit. Der Kern der Sache aber ist unpolitisch. Es ist richtig, daß der Regimewechsel die siebenbürgische Seelenart, diese bestimmte Mischung westlichen Europäertums an den Grenzen des Balkans, dieses bestimmte siebenbürgische Heimatsgefühl aus einem naturhaft-unbewußten Zustand erweckte. Damit beginnt natürlich auch dessen Krisis, Geburtsfieber und Kraft. Alle Kriege und Kämpfe der Vergangenheit. Pakte mit Volksgenossen außerhalb der Grenzen, Verrätereien an der Heimat haben dies Bewußtwerden nicht verursacht. Man war natürlich immer Siebenbürger, genau so gut, wie man von den seelischen Erlebnissen der Kinderzeit nachbestimmt und in einer Weise immer ein Glied seiner Familie bleibt, aber diese Welenseite wurde nicht bewußt, weil sie bis zum Jahre 1919 von jenen Gesichtsereignissen, die sie nach materialistischem Denken hätten ablesen müssen, gar nicht angegriffen wurde. Das Geschehene ist niemals so wichtig wie seine scheinbare Bedeutung. 1919 erwachte die „siebenbürgische Seele“ zur Bewußtheit, weil ihr selbst eine Gefahr drohte: der Osten. Es ist ein ähnlicher Vorgang, der heute an immer weiteren, sozialpolitisch

es uns nicht bloß um die politische Handlung zu tun ist, um das Diplomatische, das meistens gut gemacht wird, sondern um das, woraus Politik lebendigen Inhalt bekommt: um ein freies, nicht etwa zahlenmäßig=demokratisch festgestelltes, Urteil. Wir kämpfen also um eine freie Diskussion, weil wir wissen, daß unzählige wertvolle geistige Güter aus dem Grunde der Zeit nur auf diese Weise wirksam und zur Tat werden, nur so eine bessere Führerauslese möglich ist. Das Große - das wir nach dem ungarischen Autor - suchen und nicht kennen, heißt sehr einfach: Wahrheit, Kraft und Geist auf den tausend Gebieten des Lebens und es will sich allerdings in seiner Tiefe nach dem: großen Unbekannten und Bestimmenden ausrichten. Aber um dieses Streben aufzuspüren, ist eine politische Betrachtung wohl kein gemäßer Rahmen.

verschiedenartigsten Kreisen die kulturelle Gefahr, die vom russischen Bolschewismus ausgeht, erkennen lehrt, nachdem man jahrzehntelang sowohl die schöpferischen Fähigkeiten der Russen maßlos überschätzte, als auch, mit dem schlechten Gewissen des Bourgeois, die Kraft zur Abwehr nicht gefunden hatte. Weder der bürgerliche Mensch, noch der ihm geistig völlig gleichwertige Materialist, Proletarier und wie ich die ganze politische Intelligenz nennt, wissen, worum es sich bei diesen Vorwörungen handelt. Es ist das Wiedererwachen des schöpferischen Elements, das der Welt beiden die Todesstunde läutet.

Die „lebenbürgische Seele“, von der Freunde und Feinde zu viel sprechen, ist nichts anderes als ein kulturelles Gewissen in bestimmter heimatischer Ausprägung, das sich entzündet hat am Gegensatz. Es hat mit nationalen und politischen Bestrebungen im Grunde nichts zu tun. Daß es zu politischen Folgerungen führt, ist selbstverständlich. Arabi sollte sich darüber nicht aufregen; er ist doch Ungar. Ich bin nicht ein, was es ihm Schaden kann. Die Stellung der lebenbürgischen Rumänen ist schwieriger. Und trotzdem wissen sie gut, weshalb auch sie sehr oft aus dem gleichen seelischen Grunde politische Forderungen an ihre östlichen Brüder richten, Forderungen, die nicht - wie der Schematiker wahrscheinlich denken mag - der Bruderliebe zu uns entspringen, nein, die den Minderheiten sogar Schaden wollen. Wer aber da den Kern nicht sieht und wem ein politischer Gegensatz innerhalb lebenbürgens den Beweis für das Fehlen einer lebenbürgischen Seelenbedingtheit gibt, dem ist nicht zu helfen. Er wird, immer irre geführt durch die stärkere Sichtbarkeit politischer Affekte und nationaler Ziele, eine Tatsache übersehen, die vielleicht für Rumänien nichts anderes bedeutet als seine europäische Renaissance. Vielleicht aber ist dies auch ihre historische Aufgabe, die in früherer Zeit einmal sogar lebensfähig war: Wacht an den Toren des Westens gegen den Orient. Man muß etwas vom Sinn des schöpferischen Europäertums spüren, kein Massengläubiger sein, um das einzubringen. Die anderen bleiben vor den Toren, daher ihr Arger über die, die eintreten dürfen, weil sie es können. Aber Kultur ist schließlich immer eine Sache weniger gewesen.

Eine Richtungsstellung. In der ausgezeichneten Zeitschrift „Die Stimme der Minderheiten“, Eugotsch, erschien im April ein Aufsatz über die deutsche Minderheitenpolitik in Rumänien während der Regierung Manius. Die junge sächsische Generation, die dem „Minglor“ nahesteht, wird darin nicht ganz richtig charakterisiert. Es heißt dort:

„Sie wollen etwas Großes, - trachten nach einem erhabenen Ziele, was aber eigentlich dieses Ziel ist und mit welchen Mitteln sie es erreichen wollen, darüber sind sie nicht im Reinen. . . . Heinrich Zöllner. . . . Der Tenor seiner Ausführungen ist, man solle die politische, ja die ganze menschliche Führung des Deutschtums Rumäniens in die Hände der Jugend legen, welche das Interesse des Volkes entsprechend der, durch die neuen Verhältnisse geschaffenen Lage auffaßt und die nationalen Forderungen des Deutschtums zu vertreten weiß. Zöllner und Genossen halten den Gehalt der gegenwärtigen Führer der sächsischen Politik für zu beschränkt und zu provincial. Sie fordern eine Politik mit weiterem Horizont.“

Darüber zwei letzten der zitierten Sätze entsprechen annähernd den Tatsachen. Es ist uns niemals eine restlose Übergabe der Führung verlangt, sondern nur vor dem Gefahren der Überalterung unserer Körperschaften gewarnt worden, weil sie Ineffizienz bewirkt, übermäßige Traditionsabhängigkeit, allerlei falsche Ansichten über die Zeitgegebenheiten und zuviel politisches Heimlichkeit. Wir fordern damit eine Zurechtweisung bestimmter Führer - obgleich man auch darüber fruchtbar sprechen könnte - nur eine Auffüllung der Körperschaften mit jungen, begabten Kräften, weil

Hcft 6/1929

235-237
Seite

Prämierte Kunst. In einem Banater Wettbewerb, den ein Kunstfreund ausgeschrieben hatte, erhielt den "ersten Poesiepreis" folgendes Gedicht:

Die Wogen, Herbststimmung.
Durch meine Seele jeben,
Fühl ich des Herbstes Hauch,
Und meine Tage fliehen,
Wie Blätter von dem Strauch.

Es hat der Strauch viel Blätter,
Sie fallen alle ab.
Nüß ist im Herbst das Wetter
Und kühl ist auch das Grab.

Ich hätte den „Poesiepreis“ dem Kunstfritler verliehen!

< Kap 6/1924, Seite 238-239

Im vierten Jahre der neusächsischen Tracht. Als 1926 im Rausche der Frauenvereinsbegeisterung – die nach einem biologischen Gesetz von Zeit zu Zeit auflodert – weiblicher Patriotismus die "neusächsische Tracht" schuf, schrieb ich wörtlich unter anderem dies:

Gesetzt den Fall: die neue"Tracht" siegte... was ergäbe sich für die Bauerntracht? Die Bäuerin würde versuchen, sich ihrer zu entledigen, um die unechte, neue Tracht zu kaufen. Sie täte es, weil das Kleid "feiner" wäre. Und damit wäre auch Vätergut durch "nationale Begeisterung" endgültig verschleudert im Dienste des Scheins....

Das waren ketzerische Gedanken. Eine vorurteilsfreie Dame versuchte sie vergebens vom Frauenblatt des Sieb.=Deutschen Tageblatts nachdrucken zu lassen.

Inzwischen sind mehr als drei Jahre verstrichen. Die neue "Tracht" hat zwar nicht gesiegt, wird aber von Backfischen verschiedenen Alters bei Festen getragen. In der gleichen Zeit geschah, was ich vorausgesehen habe. Sogar das Sieb.=Deutsche Tageblatt kann nicht umhin energisch festzustellen, daß die Bauerntracht von der neuen nationalen Mode zerstört werde. Als ich nun kürzlich ein "Landler" Bauernmädchen sah, das ihr hübsches Dorfhäubchen zu einem neusächsischen Kleid trug, dessen mäßige Schönheit sie nach Schnitt und Form wüst verkannt hatte, da hätte ich beinahe gelacht. Denn es fiel mir ein, daß bald alle sächsischen Dienstmädchen diese "Tracht" anlegen werden, weil sie so fein ist, und im selben Maße die Stadtmädel sie ablegen werden, weil sie nicht mehr so fein ist. Aber was nützt das? Bei diesem Kostümwechsel geht die wahre Tracht verloren.

Vor drei Jahren galt man beinahe als Volksverräter, wenn man gegen die neue "Tracht" schrieb. Das sächsische Volk schien nichts Nötigeres zu tun zu haben als eine neue Frauentracht zu entwerfen.

Auf die Männer wurde logischerweise ~~verzichtet~~ vergessen. Denn der weibliche Nationalismus, der damals seinen Schnittbogen hufte, konnte naturgewollt nichts anders schaffen als ein Kleid für sich selbst.

Das wäre ja bloß heiter gewesen. Aber das Kleid zerstört die Tracht und in dieser liegt allerdings mehr als blaurote Modelust. Mit ihr stirbt etwas von den Grundlagen, auf denen wir fußen.

Drei Jahre sind um. Gegen wen könnten wir heute den Vorwurf der Volksschädigung erheben? Nicht gegen die Frauen! Denn sie sind von Natur in Kleidersachen bestechlich. Hätten aber von den tausend denkenden Männern, die den Feldzug vor drei Jahren durchsahen, nur zehn kräftig dagegen Stellung genommen, diese Glosse wäre nie geschrieben worden. Aber das ist ein anderes Kapitel, auf das wir Sachsen nicht stolz zu sein brauchen. Unsere vernünftigsten Männer sind immer so vernünftig, sich nirgends hineinzumachen und statt dessen den Durchschnitt glitschen zu lassen, der dann wieder solchen, die doch ans Licht möchten, Sand auf die Glitsch streut.

Heft 7/1929 Seite 275 - 276
Heinrich Zilllich

Die 5. Tagung des Erdélti Helikon im Schloß Marosvécs vom 11. - 13. Juni.

1927. Zum zweitenmal war ich zu der Tagung des Erdélti Helikon geladen und Zeuge der fruchtbaren Wirksamkeit, die dieser, dem „Klingfor“ und seinem Mitarbeiterkreis nahe-
stehende Schriftstellerbund auch auf Gebieten entfaltet, die nicht unmittelbar der Unter-
stützung des schriftstellerischen Schaffens dienen. So setzt sich der „Helikon“ für die
Hebung der literarischen Kenntnisse in der ungarischen Bevölkerung ein, indem er
einen von Baron Kemény gestifteten Preis dem Gymnasiasten zubilligt, der in
einem Wettbewerb das tiefste Eindringen in die ungarische Literatur beweist. Die
Schäden, die durch die rumänische Schulgesetzgebung der nationalen Kultur drohen,
sollen dadurch verringert werden. Allerdings — die Schäden sind so groß, daß der
Preis heuer keinen würdigen Anwärter fand und nun durch eine ausgreifendere
Organisation breiteren Kreisen der Mittelschuljugend als Ansporn bekannt gemacht
werden soll. Der große Kemény-János-Preis wurde ebenfalls nicht vergeben. Auf
100 000 Lei erhöht, soll er als Prämie in einem Ausschreiben für eine moderne
ungarische Literaturgeschichte dienen. Ernste Aussprachen fanden statt über das ungarische
Vortragswesen, die dilettantische Ausschmückung mancher neuerrichteten und erneuerten

276

ungarischen Kirche in Siebenbürgen, über die Unterstützung einer Aktion von Studenten,
die statistisches Volkskundematerial, sammeln und dann vor allem über die traurige
Lage des ungarischen Theaters in Rumänien. Sechs konzeffionierte Theaterdirektoren
machten sich gegenseitig das Leben unmöglich, während sie dem Publikum keine Kunst
boten. Die Diskussion ergab eine Reihe fruchtbarer Anregungen, ohne einen klaren
Weg zur Behebung der Schäden, die vor allem in der zu großen Zahl der Konzeffionen
begründet sind, zu zeigen. (Ich muß hier anmerken, daß ich, als ich innerhalb dieser
Auseinandersetzung die schwere Lage des deutschen Theaters in Rumänien schilderte
und eine Rettungsmöglichkeit in der Gründung von Bühnenverbänden darlegte, nicht
auf eine vollzogene Behebung unserer Theaterkrise hinwies, wie das manche Blätter
irrtümlich meldeten, sondern durchaus nur einen Plan darstellte, der in der Pfingst-
nummer der „Aronstädter Zeitung“ von G. Ongwerth eingehend begründet worden
ist. Da auch der Leiter unseres Kulturamtes Dr. Csaki ähnliche Gedanken äußerte,
besteht hoffentlich einige Aussicht zu ihrer Durchführung.)

Eine Erörterung fand auch die geplante siebenbürgische Dichter-Anthologie,
über die im Juntheft hier berichtet wurde. Um die rumänischen Beiträge zu sichern,
wurde beschlossen, die Zeitschrift „Darul vremii“ in Klausenburg im Einvernehmen
mit dem „Klingfor“ aufzufordern, eine Sammlung rumänischer Dichtung aus Sieben-
bürgen zu besorgen und erst nachher die Zustimmung der Autoren zur Veröffentlichung
einzuholen.

Aus der Rechnungslegung des „Erdélti Helikon“, dem auch ein Verlag neben
der Zeitschrift „Helikon“ gehört, sei erwähnt, daß ein erfreulicher Überschuß die
Sicherheit des Unternehmens gewährleistet. Die Steigerung des Absatzes auch über
die rumänischen Grenzen hinaus hat die Bedeutung der Gesellschaft erhöht.

Die Tagung endete mit einem Vortragsabend und einem Fest, das der Hausherr
veranstaltete, dessen Leistungen für die siebenbürgische Kultur wieder dankbar aner-
kannt sein mögen. Der sächsische Teilnehmer scheidet von solcher freundschaftlicher
und weitgespannter Fühlungnahme immer mit einem Gefühl leichtes Neides, weil
hier dem brüderlich nahen Minderheitsvolk ein Werk durch die Unterstützung
eines Mannes (und einiger seiner Freunde) gelang, das in gleicher Bedeutung bei
uns noch leichter durchzuführen wäre, wenn wir nur einen Baron Kemény hätten.

Kap. 7/1929 Heinrich Gillig Seite 272

Die Hermannstädter Mehrgewänder werden nicht verkauft. Das Landes-
konsistorium verwarf den Rekurs des Hermannstädter Presbyteriums gegen das
Verkaufsverbot des Bezirkskonsistoriums. Somit hat eine unrühmliche Anwand-
lung der größten Kirchengemeinde der Siebenbürger Sachsen — unrühmlich auch
wegen mancher Einzelheiten, die sie begleitet haben, jetzt aber nicht wieder ins Ge-
dächtnis zurückgerufen sein mögen — das Ende gefunden, das wir erstrebten.*)

Heinrich Gillig Kap. 7/1929, Seite 272

Zur Vorbereitung der „Siebenbürgischen Anthologie“. In der Bukarester
Zeitung „Cuvântul“ nimmt Eugen Iebeleanu am 17. Juni Bezug auf die an
dieser Stelle im Juni erhobene Klage Otto Folberths über die Schwierigkeiten, das
rumänische Material für die „Siebenbürgische Anthologie“ zu sammeln, und unter-
streicht den Mangel an rumänischen Entgegenkommen für die literarischen Be-
strebungen der Minderheiten in Siebenbürgen. Er fordert schließlich die „Gesell-

*) So sei noch darauf hingewiesen, daß „Erdélti Helikon“ in Nr. 6 unsern Kampf energisch unterstützte.

schaft der rumänischen Schriftsteller" auf, sich unserer Sache anzunehmen. Eine Antwort, anscheinend aus dem Kreise der „Gesellschaft der rumänischen Schriftsteller“ weist einige Tage später in demselben Blatte darauf hin, daß die Gesellschaft bisher keine offizielle Anfrage von uns erhalten habe und deshalb auch nicht antworten könne. Wir sind gewiß gerne bereit, die Hilfe der Gesellschaft in Anspruch zu nehmen, sind aber der Meinung, daß der Zusammenstellung einer Anthologie aus der Dichtung eines geographisch und seelisch einheitlichen Teilgebietes Rumäniens in den Kreisen der rumänischen Dichter Siebenbürgens Unterstützung gewährt werden müßte. Sollten aber die nun eingeschlagenen letzten Wege, hier in Siebenbürgen eine mitarbeitende rumänische Stelle zu finden (siehe Bericht über die 5. Tagung des „Erdélyi Heliikon“) sich wider Erwarten als ungangbar erweisen, so soll das freundliche Anerbieten mit Freude ausgenützt werden. *Kopf 3/1929 Seite 277-278* *Heinrich Jüttich*

Theorie der Kritik. Bei aller Nüchternheit unserer Lebensführung fällt es uns schwer, Tatsachen als das zu nehmen, was sie sind. Wenn zum Beispiel die Kriegsteilnehmer sich durch Kritik, Tat und Wollen schon seit dem 24. Lebensjahre unter uns bemerkbar machen, so freut man sich nicht darüber, daß aus dieser Generation, die heute zwischen 30 und 40 steht, eine ganze Reihe schon mit einigen zwanzig Jahren Aufsehen erregt hat — und nicht bloß im Inland — und Leistungen aufweisen kann, während die heute 20—30-jährigen selbst gleichförmig, zufrieden und unaktiv erscheinen (was eine Täuschung sein kann, aber im Reich oft bemerkt wird), nein, man freut sich dessen nicht und stellt nicht einfach fest, daß eine Generation, die viel Großes erlebte, auch besonders lebendig und suchend sein muß. Man empfindet diese Lebendigkeit, die doch ein schöpferisches Zeichen der atmennden Nation ist, fast als eine Krankheit. Man tut dies, weil man die Vergangenheit und ihr Wesen allzusehr als ein Absolutum auffaßt und damit notwendig zu einem Fehlschluß kommt. Im Grunde aber handelt es sich doch gar nicht um die Generation, sondern um ihre Äußerungen. Statt sich mit diesen auseinanderzusetzen, immer bloß die Sache im Auge, philosophiert man über die Sprecher und Kritiker, stellt fest, worüber und wie geschrieben werden muß, um noch fruchtbar zu wirken, und selbst Zeitungsverlegern, die bei jeder polemischen Gelegenheit vor Galie die Steigbügel verlieren, teilen plötzlich mit, daß nur die Unvoreingenommenheit einer Kritik fruchtbar sei. Und über diesen theoretischen Erwägungen vergißt man auf den Inhalt der Kritik. Mit dieser Methode schiebt man inmitten der geistigen und moralischen Labilität der Zeit die Entscheidung und das so sehr Befürchtete: die Selbsterkenntnis immer weiter hinaus. Daher kommt es, daß auf zwei Kritiken in unserem Volksleben mindestens eine Theorie der Kritik als solcher erscheint — und nun sage man noch, daß wir ein Volk der Realitäten sind. *Kopf 3/1929 Seite 277-278* *Heinrich Jüttich*

Neue Bücher und Schriften

Friz Alein. Dreizehn Männer regieren Europa. Federzeichnungen von Alein. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. — Bei diesem Buch Friz Aleins, des Chefredakteurs der D. A. Z. (und wie ich als guter Sohn meiner Heimat zu sagen nicht unterlassen darf: unseres siebenbürgisch-sächsischen Landsmannes) stimmt nur eines nicht: der Titel. Ich finde nämlich, daß Alein 15 Männer geschildert hat und noch einige dazu, aber das ist schließlich gleichgültig. Er hat in diesem Buche eine neue

Politische Chronik. Die Einstellung der Minderheiten zur Regierung der Nationalgarantien wird niemals einer gefühlsmäßigen Belastung entbehren. Daran sind wir nicht schuld. Die Partei selbst hat zehn Jahre lang nichts getan als für die Zukunft versprochen, was gut, vernünftig und nützlich ist. Als sie dies zehn Jahre lang ununterbrochen wiederholte, meinte das Land, es habe sich ein Wunder im politischen Leben begeben, diese Partei wolle wirklich zu ihrem Programm stehen und hob sie in den Sattel. Wir aber sagten uns in offenkundigem Mißtrauen: hierzulande ist es durchaus nicht sicher, daß jemand, der ein Jahrzehnt lang das Beste wollte, im ersten Jahre, wo er es tun kann, auch tut. Aber immerhin war es eine ange Frist, die Versprechenden machten einen vertrauenswürdigen Eindruck, weil sie Siebenbürger unter sich haben, die seit noch längerer Zeit so sprechen und vor 1918 in ihrem Volkstum auch litten, was vor 1918 in der Minderheitenfrage leidenieß. — wir hofften also wenigstens. Wir hofften sogar in politischen Handlungen gegen unsere bessere Menschen- und Landeskennntnis. Als ich in einem Aufsatz, den ich zu Beginn der neuen Ära einem sächsischen Blatte anbot, vor solcher Volksatzuversicht warnte, hoffte das Blatt noch so unentwegt, daß es mich nicht drucken durfte. Inzwischen hat es Haare auf den Zähnen bekommen. Die Stunde ist da, auch offiziell entrüstet zu sein.

Gewiß, die sogar für Skeptiker unerwartete Haltung des Einzigen, dem man glauben durfte, Manius, ist eine böse Enttäuschung. Es ist arg, daß sich mit seiner ethischen Bedeutung für Rumänien die kleinliche Minderheitenpolitik paaren kann, die in einer Linie über das mangelnde Entgegenkommen beim Abschluß des Wahlpakts mit uns, bei der Frage der Schulunterstützung, über die liberalengläubige Pädagogik in der Balkalaureatsangelegenheit (die im Juni wieder zu einer Blamage des rumänischen Erziehungswesens wurde) bis zu der offen minderheitenschädigenden Fassung des Verwaltungsgesetzes führt. Daß all dies nebeneinander bestehen kann, ist entweder eine Absage an sein früheres Streben oder ein Zeichen der Schwäche vor den Parteischauvinisten.

Man will uns schwächen und dabei doch mit weißer demokratischer Weste dastehen. Man will uns knebeln und unsere Unterstützung genießen. Nichts beweist dies besser als die häufigen Freundschaftsversicherungen und dann die unfreundhaftliche Begründung der Maßnahmen gegen uns als Wiedergutmachung der Schäden, die die Urherren des Landes von uns erlitten haben sollen. Gegen diese historisch falsche Philosophie der Entelgnung ist viel einzuwenden, es genügt aber zu fragen, weshalb denn die Rumänen dort, wo sie nicht mit uns oder den Ungarn zusammenstehen, kulturell bedeutend niedriger stehen als in unserem Einflußkreis. Es scheint, daß wir bessere Herren und Verwalter auch für sie waren als sie für sich selbst. Die angeschlossenen Gebiete Rumäniens sind fast durchwegs die kulturelle Leistung der Minderheiten. Die Demokratie der Neuzeit, die nach der einfachen Zahlenmehrheit urteilt, hat der rumänischen Bevölkerungsmehrheit die Herrschaft verschafft — dies ist eine Tatsache, die wir anerkennen. Wir fordern aber die selbstverständliche Ehrlichkeit von den nach diesem Maß Begünstigten, die Rechte desselben Grundgesetzes auch uns zu gewähren. Unsere Arbeits- und Kulturfrüchte allen der Mehrheit ohnehin leichter zu als uns, die wir sie erringen mußten.

Diese Regierung, die für Rumänien eine wichtige, aus der Staatserziehung unseres Geistes herrührende Bedeutung hat, die wir deshalb zu unterstützen geneigt sind, hat uns im Verwaltungsgesetz nicht besser als die Liberalen zu behandeln versucht. Allerdings hat sie auch sonst schon spähige Umsfalle aus ihrem Programm erlitten, so z. B. die aufgeregte Beschlagnahme von Zeitungen beim „Puls“ des Obersten Stoica, was im Ausland wieder einmal Rumänien geschadet hat.

Gewiß, wir erreichen durch zähe Arbeit der Abgeordneten Erfolge, aber nur, indem der uns zuge dachte Sieb etwas gemildert wird. Es ist der Erfolg, den ein Verurteilter erringt, wenn ihm das Berufungsgericht von zehn Jahren ein Jahr streicht. Wir handeln vom Preis, den wir zahlen, ein Teilchen ab und zahlen dann, was wir der Billigkeit nach nicht zahlen müssen. Dies ist seit zehn Jahren das Rezept für unsere Politik. Schlucken wir die Medizin noch zehn Jahre, so werden wir wahrscheinlich nichts mehr zu verlieren haben. Idealisten glauben, die Entwicklung der Menschheit gehe in Spiralen aufwärts. Unsere geht in Spiralen abwärts. Indem wir verlieren, gewinnen wir einen Teil des Verlustes zurück. Das Ergebnis ist doch ein Verlust. Mag sich das Land äußerlich konsolidieren — was ohne Zweifel im Vergleich zu den Zuständen nach dem Kriegsende der Fall ist — unsere Lage verschlechtert sich im umgekehrten Verhältnis — was ohne Zweifel im Vergleich zu unserer Lage im Jahre 1919 der Fall ist.

Was bleibt also zu tun?

Wir wissen, daß wir bei zähem Festhalten einen Teil des uns zuge dachte Unabereiten können, wesentlicher ist zu wissen, daß diese Regierung ebenso wie die übrigen nichts für uns tun wird, was sie nicht tun muß, daß ihr Idealismus vor uns sich ins Gegenteil verkehrt und die uneingestandene Aufgabe auch für sie die Entkräftung der Minderheiten ist. Diese Absicht ergibt sich aus der Urfassung jedes Gesetzes, das uns treffen kann. Die Regierung läßt davon etwas abhandeln und beweist damit ihren gerechten Sinn und wir haben einen Erfolg errungen. Gegen diese Taktik gibt es nur eins: den Minderheitenblock. Die Schwierigkeiten, die bei seiner Schaffung zu überwinden sind, können beseitigt werden. Wir Sachsen, die sogar nach dem Parlamentsauszug der Ungarn bei der Verfassung des Verwaltungsgesetzes noch mit einigem Erfolg Langmut bewiesen haben, müssen ohne Abereilung, aber auch ohne Seitenblick diesen Block schaffen. Wir sind die einzige Minderheit, die bis zur Selbstaufgabe loyal war ohne nennenswerten Erfolg, wenn man — was allein sinnvoll ist — unsere Lage 1919 und 1929 vergleicht. Zehn Jahre Lehren genügen.

Aber der Block hat nur dann einen Sinn, wenn er unterstützt wird von einer großen Aktion zur Aufklärung des Auslands über unsere Lage. Kein inländischer Vorwurf darf uns davon abhalten. Wir kennen das Geschwäh, daß wir für unsere Klagen in Bukarest ein geneigtes Ohr finden. Wir finden meist nur Lust zur Abereilung dessen, was wir schaffen und geschaffen haben. Unsere kulturelle Bedeutung glaubt man einfach übernehmen zu können, wenn man sie uns nimmt.

Wir müssen Europa aufklären über das, was hier vorgeht. Dies tun wir nicht durch Zaudern, durch Hinzhören auf Versprechungen, die uns hinziehen — gegenwärtig ist es das angekündigte Minderheitengesetz. Unser Weg wird vor das Forum der internationalen Öffentlichkeit führen müssen, das die Regierung nicht übersehen kann. Wie dies durchzuführen ist, mögen die Politiker entscheiden.

Ein Vorfall nach Abschluß der Parlamentsdebatte über das Verwaltungsgesetz beleuchtet mehrere für uns wenig erfreuliche Seiten der Lage. Der Innerminister Vaida-Boerod erklärte im „Adeverul“, daß die von Dr. Hans Otto Roth verlesene Erklärung gegen die Verwaltungsreform durch seine „unbeugsame Haltung und den eiligen Ton“ — welche ästhetische Feinsichtigkeit! — außerordentliche Schwierigkeiten zwischen Regierung und Deutschen hervorgerufen habe, die erst durch den Abgeordneten Brandtsch beseitigt worden seien.

Die Beseitigung der Schwierigkeiten besteht darin, daß die Regierung ihren uns schädlichen Standpunkt — zwar gemildert durch eine Paragraphenänderung, eine Erklärung und Bertröstung — voll aufrechterhalten und zum Gesetz gemacht hat. In die Einhaltung der Regierungserklärung, daß die übergangene Sprachenfrage später gelöst, die historischen Gemeindegemeinschaften bei der geplanten Zusammenlegung der Gemeinden gespart werden, glaubt Brandtsch, obgleich das Gesetz noch andere uns schwächende Punkte aufweist, die nicht einmal er durch eine Regierungserklärung mildern konnte, so fest, daß er dies Gesetz in der „Lupta“ als gelungenes Werk der Dezentralisation hinstellt. Während es selbst als demokratische Leistung ein Kompromiß ist. Wir glauben dieser programmatischen Partei, bei der uns ein eiliger Ton Schwierigkeiten schafft, weil wir ihre größte Erklärung, die Karlsburger Beschlüsse, von ihr durchgeführt sehen wollen, nichts mehr, was sie nicht gesetzlich festgelegt. Vaida benutzte die Äußerung Brandtschs geschickt, um auf die Gegensätze in der deutschen Parlamentspartei zu zeigen. Er vergißt aber, daß die Politik seiner Partei den Optimismus Brandtschs in unserem Volk endgültig ausrottet. Es wird nicht lange dauern, bis Gegensätze zwischen Abgeordneten vor dieser Volksstimmung verstummen werden.

Von unserem Standpunkt aus ist es zu bedauern, daß die Erklärung der deutschen Partei nicht von Brandtsch verlesen wurde. Die Freundschaft Vaidas wäre da auf eine Probe gestellt worden, die uns bei unbeugsamer Haltung Brandtschs wahrscheinlich andere Früchte gebracht hätte.

Heinrich Zillisch

Die ausländischen deutschen Blätter, die man hierzulande stark liest, gehören fast alle der demokratischen Mitte an. Es sind in erster Linie Wiener Zeitungen, was verständlich ist, weil sie dem Osten geographisch am nächsten liegen. Sie sind schneller bei uns als andere Organe des Westens. Aber dies ist auch ihr einziger Vorteil. Die Wiener Presse in ihrer Geschwätzigkeit, sinnlosen und ungestalteten Stoffanhäufung, die sich im „Neuen Wiener Journal“ am duftendsten abbläst, in ihrer politisch kaum fahbaren Haltung, aber sehr deutlichen Interessenverbundenheit mit jüdisch-kapitalistischen Kreisen, kann mit der großen reichsdeutschen Presse nicht verglichen werden. Wenn auch da die geistige Haltung gerade der Zeitungen, die im Ausland gelesen werden, oft wenig überzeugend ist, eine demokratische Allerwelts-einstellung den deutschen Kultureinfluß auf das Ausland äußerlich vielleicht unterbühlt, innerlich aber zugleich aushöhlt, so ist das Niveau dieser Organe doch bedeutend höher. Vor allem sind sie sachlicher, knapper und in der Aufmachung praktischer. Es wäre gewiß günstiger, hätten sie größeren Einfluß als Wien, womit allerdings auch noch kein Idealzustand erreicht wäre.

Seit einiger Zeit macht die „Prager Presse“, das bekannte in deutscher Sprache geschriebene tschechische Regierungsblatt große Anstrengungen, in Rumänien und auch in den deutschbewohnten Städten gelesen zu werden. Die Zeitung wird an vielen Orten ausgerufen, ist besser redigiert als die Wiener Organe und könnte bei un-

ferem Publikum, das durch die unsachliche, bloß der Neugier dienende Wiener Zeitung Jahrzehnte lang von jeder politisch-klares Haltung, jeder geistigen Entschiedenheit fern gehalten wurde, leicht Leser finden, denen es nicht auffällt, was für ein Wind in den Spalten weht. Man erinnere sich an die Pläne Benesch's zur Gründung einer tschechischen Telegraphenagentur für Mitteleuropa. Die Ausbreitungsbestrebungen der „Prager Presse“ sind ein Mittel in diesem Kampf um die Meinungsbildung. Die „Prager Presse“ bedient sich der deutschen Sprache, weil diese allein die überstaatliche Verkehrssprache der Mitte und des Ostens ist und mag deshalb manchem Schnellgläubigen als biederer deutsches Blatt erscheinen, der durch die Wiener Schule gegangen ist und wahllos und urteilslos schludt, was geschrieben steht. Es würde sich empfehlen, wenn unsere heimischen Blätter von Zeit zu Zeit je ein großes ausländisch-deutsches Blatt ausführlich nach Inhalt und Ziel besprächen.

Ref 8/1929, S. 313-316

Hugo von Hoffmannsthal ist am 15. Juli einem Schlaganfall erlegen, als er zum Leichenbegängnis seines Sohnes gehen wollte, der sich entleibt hatte. Die große Bedeutung des Dichters werden wir ausführlich würdigen.

„Klingor“ als Schriftmacher der sozialen Reaktion. Man wird sich erinnern, daß ich im Juniheft eine im „Korunk“ erschienene Untersuchung Viktor Aradis über die „Siebenbürgische Seele“ als das Thema überhaupt nicht berührend hinstellte. Seine Entgegnung im Juli-August-Heft derselben Zeitschrift bestätigt, daß er für die landwirtschaftlich-seelische Bedingtheit des Siebenbürgertums kein Organ hat. Natürlich will er es nicht wahrhaben. Er hatte behauptet, daß die für den Lauf der Geschichte maßgebliche Richtungslinie der Wille der breiten Massen sei. (Daß es einen solchen nur zeitweilig und für kurz gibt, merkt er anscheinend nicht). Er setzte wörtlich so fort: „Dies ist die Kraftlinie, gegen deren freie Entfaltung die politischen Hegemeister Gewalt anwenden und deren Wesen (lény) die reaktionären Publizisten berufsmäßig fälschen“. In meiner nicht wörtlichen Wiedergabe dieser Stelle hatte ich die Wörter „deren Wesen“ ausgelassen, so daß es lautete: Diese Kraftlinie... wird von den reaktionären Publizisten berufsmäßig gefälscht. Ich glaube, daß damit keine Änderung des Sinns eintritt. Weil ich aber daran die Frage knüpfte, wo die Erklärung der Volksseele bleibe, die Aradi geben wollte, meint er nun, ich hätte absichtlich das Wort „lény“ ausgelassen und eben in diesem Wort stecke seine Erklärung für Volksseele. Diese Argumentation, nachträglich aus den Haaren gezogen und einem sprachlichen Zufall zu spät angetraut, nehme ich trotz der journalistischen Unzulänglichkeit, die sie beweist, zur Kenntnis.

Für ihn also ist Volksseele gleichbedeutend mit dem Wesen des breiten Volkswillens, der sich auf politische Handlungen erstreckt. Nun, dazu ist wieder zu bemerken, daß er keine Ahnung von dem Thema hat und mit einer Logik, die in Versammlungen üblich ist, zu dessen völliger Banalisierung gelangt, weil es ihm so in sein materialistisches Armenlumpchen paßt. Ihm erscheint die „Siebenbürgische Seele“ als eine soziale Notstandsgemeinschaft gegen die breiten Massen; er sagt „die siebenbürgische Seele ist die spezifische siebenbürgische Lebensform des Antikommunisten blocs“. Zu diesem parteikommunistischen Warnungsruf verführt ihn meine Feststellung, daß die siebenbürgische Eigenart zum Bewußtsein gelangte als Gegenregung gegen die kulturelle Gefahr des Ostens. Als rotgläubiger Materialist, der bloß soziale Gedankengänge hat und solche wo immer hineinfälscht, ist für ihn dieser Osten nur Sowjetrußland. Er kommt, obgleich ich es ausgesprochen habe, gar nicht da-

auf, daß der herrschende, doch wohl unproletarische Geist des Negats als kulturelle Gefahr für das eigene Wesen in Siebenbürgen empfunden wird. Um dies aber handelt es sich in der Bewußtwerdung der „Siebenbürgischen Seele“. Daß sich damit auch pol. Aradi, wie Krenzen, sagte ich schon früher, aber sie sind keine sozialpolitischen in seinem Sinn, sondern höchstens kulturpolitische und ethische, was ja für einen gläubigen Materialisten alles ein und dasselbe sein muß. Wenn er aber geistige Kräfte auch so weit mißversteht, könnte er sich doch etwas besser informieren über Geist und Ziel dieser Zeitschrift, könnte auch meinen ersten Aufsatz nochmals lesen, ehe er meine Gedankengänge gewissermaßen als bürgerliche Reaktion hinstellt, dann als Horkhorphilosophie, als Spiegel siebenbürgischen Edelmannstums usw. Die siebenbürgische Einseitigkeit, die im Denken der Kommunisten ebenso alle Wahrheit verzerrt wie im kapitalistischen, ja noch mehr, weil es sich selbst moralisch auf die Schulter klopft, hat in Aradi einen wenigstens bescheidenen, aber immerhin von Tatsachen unbeirrten Volksredner gefunden.

Heinrich Jillich

-Krenzen,

Ref 8/1929

S. 316-317

Die 4. Tagung des Erdélyi Heliikon im Schloß Marosvécs, 1.-4. August 1929.

Aber die Arbeit und Organisation dieses Schriftstellerbundes ist im „Klingfor“ oft geschrieben worden, ausführlich im Augustheft des Vorjahrs. Diesmal nun, zur 4. Zusammenkunft war auch ich geladen und wurde so Zeuge der lebendigen und tätigen Verbundenheit des größten Teiles des ungarisch-siebenbürgischen Schrifttums. Auch heuer waren die weit über zwanzig Teilnehmer Gäste des Barons Kemény János, aus dessen Antrieb und Fördererschaft das ganze Werk entstanden ist. Ich entleide mich einer Dankeschuld, wenn ich die großzügige Gastfreundschaft und zugleich vereinigende Kraft dieses Mannes anmerke als die stärkste Stütze, die heute kultureller Arbeit in Siebenbürgen zur Verfügung steht.

Die Besprechungen der Teilnehmer, die durch die schöne Landschaft, Spaziergänge und Unterhaltungen in stetem Verkehr waren, fanden im Parke statt und gaben ein Bild über alle Bestrebungen des Bundes. Am interessantesten ist die Organisation seines Verlages, der monatlich ein Buch herausgibt, dessen Absatz durch eine im vorhinein zahlende Subskribentenschar gedeckt ist. Für ungünstig halte ich bloß, daß diese Verbindung mit dem Publikum, dessen Einfluß auf die Auswahl der Veröffentlichungen stärkt und leicht zu einer Romanzüchtung verführen kann, die dem Werte der Bücher nicht förderlich ist. Den Kemény-János-Literaturpreis von 30000 Lei erhielt heuer Tompa Václó und Baron Bánffy Ferenc eine Ehrenplakette zum Dank für seine Förderung siebenbürgischer Künste. Die Plakette soll fallweise wirklichen, planvollen Mäzenen gegeben werden — eine Einrichtung, die bei uns Sachen unnütz wäre, da es keinen unter unseren Reichen gibt, der sie beanspruchen könnte. Für die Anthologie siebenbürgischer Dichtungen, die „Heliikon“ und „Klingfor“ gemeinsam vorbereiten, wurden die äußeren Umstände der Herausgabe und Sammlung festgelegt. Es erscheint demnach zuerst eine Ausgabe ungarischer und sächsischer Dichtungen in deutscher Sprache im Reich. Ich überbrachte dann eine Einladung an den „Heliikon“, nach Kronstadt zu einem Vortragabend zu kommen, den für ihn am 28. September unsere Schriftsteller veranstalten.

Viele Fragen, die von allgemeinem Interesse sind, wurden noch berührt, so das Problem volkstümlichen Lesestoffes, der Büchereien, des Vortrags- und Bildungswesens, des Verhältnisses der Autoren zur Presse, die Abwehr der von ihr überall in Siebenbürgen eifrig betriebenen Aneignung geistigen Eigentums,* dann die Zeitungshonorarfrage und die Vernachlässigung des siebenbürgischen Feuilletons durch die Presse — alles Dinge, die uns Sachsen ebenso angehen wie die Ungarn.

Leider überlebte der bisherige Leiter der Zeitschrift „Erdélyi Heliikon“, der bekannte Lyriker Áprily Lajos, in kurzem nach Budapest. Seinen Arbeiten ist es vornehmlich zu danken, daß die Beziehungen zwischen sächsischem und ungarischem Schrifttum in Siebenbürgen so innig geworden sind. Ich habe mit ihm nun schon fast zwei Jahre unzählige Briefe gewechselt, mit ihm geplant und gefühlt, so daß ich seinen, nennauch bloß räumlichen Austritt aus dem heimischen geistigen Zusammenhang bedauere. Wenn einmal das, was in diesen Verbindungen als lebendiger Kern wirkt, zur bestimmenden Entfaltung gelangt, wird Áprilys Verdienst noch sichtbarer werden.

Die Tagung schloß mit literarischen Vorträgen und einem Fest. Heinrich Zittel

* So drucken auch deutsche Blätter in Rumänien Aufsätze aus dem „Klingfor“ nach, ohne die Erlaubnis dafür zu erbitten und — selbstverständlich! — ohne Honorar zu zahlen.

Sonderbesteuerung der deutschen Sprache. In einem Anhang zum Theatergesetz wurde vor mehreren Wochen die Sonderbesteuerung von Veranstaltungen in nichtrumänischer Sprache beseitigt, womit die ungerechte Belastung der Minderheitentheater aufgehört haben soll. Den Pferdesuß der Regelung spüren allerdings wir Deutschen, weil Theater, deren Mitglieder Ausländer sind, auch weiterhin auf mit 13% mit 26% besteuert werden. Die Ungarn haben Truppen, die sich aus Inländern zusammensetzen, wir aber sind auf ausländische Kräfte angewiesen. Damit wächst sich die an sich gutgemeinte Neuregelung zu einer Sonderbelastung der deutschen Theater aus. Der Staat scheint hier denselben Grundsatz zu befolgen, der zur Mehrbesteuerung konzertierender Künstler geführt hat: der Ausländer soll höhere Abgaben zahlen, was in Kunstdingen sicher nicht recht ist, aber den einzelnen konzertierenden Künstler tatsächlich auch selbst belastet. Wir aber haben eine einzige deutsche Theaterkonzession; muß ihr Träger durch die Verhältnisse gezwungen, Ausländer engagieren, so ist eben er, also das deutsche Theater in Rumänien geschädigt und der Rechtsgrundsatz wirkt sich gegen sich selbst aus.

Die ungarische Presse hat einen sehr scharfen Kampf für die Neuregelung geführt und scheint nun zufriedengestellt. Bei uns wurde die Herabsetzung der Steuer bemerkt, nicht aber ihre Bedeutung für uns erkannt. Man hörte auch nichts von Bemühungen unserer Abgeordneten. Im Herbst müßte mit aller Kraft versucht werden, unsere einzige Konzession von der Sondersteuer zu befreien.

Sept 9/1929
Seite 357

Sept 9/1929
Seite 358

Hermannstädter Auslandsbericht. Eins der abgedroschensten Themen unter den Siebenbürger Sachsen ist die lokalpatriotische Rivalität zwischen Kronstadt und Hermannstadt. Das Kernchen Wahrheit in den gegenseitigen Vorwürfen will ich nicht suchen, aber die Fähigkeit, die eigene Sache aufzuziehen, gewissermaßen amtlich zu machen, Sache und Person massenmundgerecht darzubieten, ist sicher hermannstädtischer. Der Inhalt ist meist etwas mager, aber dafür — bilden sich die Kronstädter ein — sind sie da. Trotzdem ärgert es sie, daß ihre Leistungen niemals mit so viel Lärm anerkannt werden wie die in Hermannstadt. Auch darin liegt Wahrheit. Welches geschichtliche Ereignis wäre die wiederholte Aufführung der Matthäuspassion anstatt in Kronstadt in Hermannstadt gewesen, welches bis in die letzte Familie dringende Echo würde unsere vielleicht größte literarische Ausgabe der Gegenwart: die „Monographie des Burzenlandes“ hervorrufen, wenn sie die Zibinsebene schilderte. Gewiß, bei diesen Ereignissen und bei einigen anderen von gleichem Rang war das maßgebliche Echo in Hermannstadt da. Die Presse schrieb darüber; aber zu einem Ereignis wurde es nicht. Der Weg nach Hermannstadt ist für einen Kronstädter länger als nach Berlin.

Weiter will ich diesen Sermon nicht führen — er ist ohne Ende, doch im Hinblick auf die Berichterstattung über sächsische Verhältnisse muß ich einen Aufsatz von Dr. Gustav Reissenberger, Hermannstadt, erwähnen, der im ersten Septemberheft der Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche“ in Stuttgart erschienen ist. Er heißt „Die Organisation der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft“, ist aber eher eine Schilderung von Organisationen, die für unsere Landwirtschaft von Wichtigkeit sind oder sein sollen.

Zuerst wird „die Kulturstufe dieses nach dem Westen eingestellten Bauernvolkes ... skizzenhaft beleuchtet“, dabei unterläuft die folgende Stelle:

Die Sachsen wohnen zumeist in unterkellerten Stein- oder Ziegelhäusern, haben eine eigene Volkstracht, die von Dorf zu Dorf verschieden ist. Schwere hochschäftige Stiefel hemmen den Schritt der Gedanken.

Diese Erkenntnis ist neu: Schaffstiefel als Hemmnisse der Gedankentätigkeit! Daß ein Gedanke ein Stiefel sein kann, ist eine alte Sache, aber Stiefel geradezu als Ursache der Gedanken Schwerfälligkeit! Ich bin dafür, daß man unseren Bauern sofort Opintischen zu tragen anräth, damit sie intelligenter werden. Wir hoffen, daß sich der Abgeordnete Connerth der Angelegenheit annimmt.

Dank seiner gerade auch im Interesse der Landwirtschaft getroffenen Organisationen hat sich dieses Kolonistenvolk ... völklich und auch wirtschaftlich noch selbständig zu erhalten vermocht.

Selbständig? Heißen wir es so! Welches sind nun die Organisationen? Reissenberger zählt sie alle auf:

Der siebenbürgisch-sächsische Landwirtschaftsverein. — Die siebenbürgische Vereinsbank A. G. — Die Hermannstädter Allgemeine Sparkasse A. G. — Der Verband der Raiffeisen-Vereine. — Die Bodenkreditanstalt in Hermannstadt. — Die Anglon-Stärkefabrik A. G. in Hermannstadt. — Die Versicherungsbank A. G. „Transylvanien“. — Das Hermannstädter Elektrizitätswerk A. G. — Die Vereinigten Bauernbanken des Burzenlandes.

Zu den wichtigsten würde wahrscheinlich ein anderer auch die Kronstädter Allgemeine Sparkasse zählen, die, obwohl in Kronstadt gelegen, an Bedeutung für die Landwirtschaft doch kaum hinter dem Hermannstädter Elektrizitätswerk zurücksteht und nebenbei die zweitgrößte deutsche Bank in Rumänien ist. Und wenn schon das Hermannstädter Elektrizitätswerk wichtig ist, weil es den wenigen und landwirtschaftlich wohl nicht bedeutendsten deutschen Gemeinden um Hermannstadt Licht gibt, so sind die Burzenländer Elektrizitätswerke, die weitaus mehr Gemeinden und zwar die landwirtschaftlich besten Siebenbürgens beleuchten, wohl ebenfalls zu nennen, schon weil sie wirkliche Bauernorganisationen sind.

Der Inhalt des Aufsatzes besteht aus der Besprechung der oben angeführten Hermannstädter Organisationen mit Würdigung der leitenden Männer. Nur die einzige genannte Nichthermannstädter Organisation, die Burzenländer Bauernbank, wird mit keinem Wort beschrieben, der Burzenländer Rübenverband nicht einmal angeführt und ein Altländer könnte wahrscheinlich auch manche Organisationen seiner engeren Heimat aufzählen, die ebenso wichtig für unsere Landwirtschaft sind wie einige der in der Liste aufgenommenen Hermannstädter Unternehmungen.

Wenn die Lage der sächsischen Landwirtschaft geschildert wird, müßte man zugleich feststellen, daß auch völlig volksfremde Unternehmen befruchtenden Einfluß hatten und daß die Landwirte an den so lobend betrachteten Organisationen allerlei aussetzen. Ob mit Recht — darüber kann man streiten, aber die Beschränkung in einem solchen Überblick auf die Hermannstädter Organisationen, von denen nicht einmal jede in die Liste gehört, gibt nicht nur ein unrichtiges Bild unserer Verhältnisse, sondern ist ein Beitrag zum Thema Hermannstadt. Ich hätte den Fall nicht aufgegriffen, wenn ich nicht schon ähnliche, den Tatsachen nicht entsprechende Darstellungen, allerdings meist der kulturellen Zustände in in- und ausländischen Blättern gefunden hätte. Die Enge solcher Aufsätze entsteht weniger aus bewußtem Lokalpatriotismus, den man in anderen Fällen auch Amtspatriotismus nennen kann, als aus der bestimmten Hermannstädter Atmosphäre.

Das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart, das die Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche“ herausgibt, läse gut, diese Tatsachen zu berücksichtigen, die sicherlich einen amüsanteren Schmack haben. *Ke/L 10/1929, S. 16 393-396*

Der Vortrag des "Erdélyi Helikon" in Kronstadt. Eingeladen von sächsischen Schriftstellern, als Gäste der Zeitschrift "Klingsor", lasen am 28. September in Kronstadt acht Dichter des "Erdélyi Helikon" unter der Führung des Barons Kemény János aus eigenen Werken. Wie vor einem Jahr der Vortragsabend sächsischer Schriftsteller in Klausenburg, der vom "Helikon" veranstaltet worden war, über das künstlerische Ereignis zu einem sichtbaren Ausdruck der kulturellen Annäherung zwischen siebenbürgischen Ungarn und Deutschen aufwuchs, so trat auch hier dieser Eindruck in den Vordergrund. Die Anteilnahme der Bevölkerung am Vortrag und am darauf folgenden ~~Bake~~ Bankett war außerordentlich groß. Für das Bankett waren über 140 Karten meist von Sachsen gelöst worden. Ein solches von keiner politischen Stelle angeregtes Interesse bewies, daß der Weg, der in diesen Festtagen deutlich wurde, verstanden und die geistige Fühlungnahme zwischen Ungarn und Sachsen von den breiten Kreisen gebilligt wird. Noch vor einem Jahr mußten wir feststellen, daß nur wenige in unserem Volk Acht darauf hatten, was zwischen den Schriftstellern beider Völker planvoll als Grundlage eines einverständigen Lebens in Siebenbürgen angebahnt wurde. Heute aber ist der Kreis größer geworden - wir können wohl sagen, daß es keinen Sachsen gibt, der dieser kulturellen Verbindung widerstrebte. Ein Zeichen dafür waren die zwei Kronstädter Festtage, an denen nicht nur die Vortragenden des "Erdélyi Helikon", sondern auch andere führende Mitglieder teilnahmen wie Graf Bánffy Miklós und Baronin Bornemissza Elemér. Mehrere sächsische Schriftsteller aus anderen Städten waren ebenfalls anwesend.

Vor dem Vortrage selbst waren die ungarischen und sächsischen Schriftsteller zu einem Tee bei Emil Schmutzler geladen. Am Vortrag nahmen nach einer Rede des Barons Kemény, die sein Bekenntnis zur siebenbürgischen Kulturgemeinschaft enthielt, teil: Berde Mária,

Molter kàroly, Finta Zoltàn, Bartalis Jànos, Kàdàr Imre, Kacsò Sàndor, Nyirö Jòzsef und Szombati Szabò Istvàn.

Die Festrede aufndem Bankett hielt Stadtpfarrer Dr.V.Glondys, dem Graf bänffy antwortete. Am nächsten Tag fanden Führungen der Gäste im Burzenländer sächsischen Museum (durch Direktor J.Teutsch) und in der Schwarzen Kirche (durch Prof.E.Kühlbrandt) statt. Ein Orgelkonzert von V. Bickerich schloß sich an. Um 5 Uhr nachmittag gab Stadtpfarrer Glondys einen Tee, bei dem Graf Bänffy eine Dankrede hielt.

Der große Erfolg der zwei Tage ist sehr wesentlich der freudigen Teilnahme der Bevölkerung zu danken, dann aber vor allem auch Herren außerhalb des engeren Klingsor=Kreises, die sich den Gästen gewidmet haben, besonders Herrn Stadtpfarrer Glondys, V. Bickerich, Emil Schmutzler und Kacsò Sàndor, der an den Vorbereitungen mit Finta Zoltàn eifrig teilnahm.

Hef 10/1929, Seite 397-398
Heinrich Zillich

... muss man sehen
Politische Chronik. Der Tod des Regenschaftsrats Buzdugan machte mehrere hinter dem politischen Leben wirkenden Spannungen offenbar, auf die in der „Politischen Chronik“ schon hingewiesen wurde. Die wesentlichste ist der jetzt gefährlich zutage getretene und wieder verklebte Gegensatz innerhalb der Regierungspartei, die Verschiedenheit des nationalen und des kleinbäuerlichen Flügels, der dadurch verschärft wird, daß er auch eine geistige Verschiedenartigkeit ausdrückt: den kulturellen Unterschied zwischen West- und Ostrumänentum. Die gemeinsamen Interessen haben diesmal gesiegt und werden voraussichtlich noch längere Zeit stark genug bleiben. Will man sie aber auf eine Formel bringen, so erhält man das vage Programm der Demokratie und des Kampfes gegen die Korruption, aber nicht eine soziale Bindung, die die ganze Regierungspartei zusammenkittelt. Dadurch kommt in den Kampf für das offizielle Programm etwas Negatives. Noch nach einjähriger Regierung redet man ewig von den Vorgängern, entschuldigt mit den Sünden der Liberalen die eigene mangelnde Energie und Programmtätigkeit, die sich am sichtbarsten im Verhalten in der Lupener Blutangelegenheit und in der Minderheitenfrage ausdrückt. Weil alles schlecht war, kann man noch nicht energisch durchgreifen — so ungefähr mag man sich rechtfertigen. Die Zeit vergeht aber und man wird bald zum ungewollten Mitschöpfer der Zustände werden, gegen die man auftrat und die man heute so schwach bekämpft. Das Land ist desorganisiert, vor allem in moralischer Hinsicht. Es wäre kindisch, wollte man in wenigen Jahren schon eine Gesundung erwarten. Von der Regierung aber muß man den Mut verlangen, wenigstens sichtbare Exempel zu statuieren.

Diese zögernde und unsichere Haltung war im Grunde auch die Ursache der Regenschaftskrise, die in einem anderen Teile Europas kaum möglich gewesen wäre. Als Bratianu Prinz Karl ab- und die Regenschaft einsetzte, vergaß er — man muß dies Wort wiederholen: vergaß er die Prozedur des Regenschaftserlasses beim Ableben eines Regenten festzulegen. An diesem einen Fall kann man sein staatsmännisches Schöpfungstalent beurteilen, beurteilen aber auch die staatsrechtliche Unsicherheit, die weder die Liberalen noch die heutige Regierung bemerkt zu haben scheinen, auf beiden Seiten eine Naivität, die nur noch von der überstürzten Art des Regenschaftswahls überboten wurde. Daß außerdem die Königin in den Kampf gezogen wurde, Verleumdung, Schmutz und Eifersucht auf den Markt sprang — dieses Kapitel der Staatsmoral mag ein anderer einmal mit allen Folgerungen ausspinnen.

Die Regierung ist froh, „gestärkt“ aus der Krise hervorgegangen zu sein. Vorläufig ist die Machtfrage geklärt. Die Frage, ob dieser Staat innerlich gesundet, und wer ihn dazu bringt, ist offen wie seit zehn Jahren.

Rep 11/1929, Seite 433
Zeppelin in Rumänien. Was eine Granate lebendiges Fleisch zerreißen läßt, ist im Grunde dasselbe Prinzip, das dieses silberne Wunder über die Erdteile hebt. Man kann durch die moralischen und geistigen Wirkungen der Technik skeptisch geworden sein, doch wenn über den lebenbürgischen Urwäldern eine ungeheure Vision der Menschheit dahinschwebt, wahrgeworden und großartig, ruhiger und beherrschender als die Luftschiffe der Flugzeuge, stählernes Geheimnis der Natur, dann wird einem der Januskopf des Geschehens fühlbar, das immer durch den gleichen Gedanken Leben und Tod fällt. Die Begeisterung vor der Menschheit

weißt sich in den Schauer vor dem Zusein selbst. Die Menschen, die da emporstarren, waren sekundenlang dieses Gefühles triebhaft, unbewußt voll. Wie sie darüber sprachen, war hilflos wie das erste Wort vor einem neugeborenen Kind. Es zeigte sich vor ihnen etwas Unglaubliches, im Mutter Schoß der Natur durch den Menschen Gezeugtes, und ist es auch begreifbar in allen seinen Teilen, unfassbar ist es doch, weil der es schuf, der Mensch, unfassbar ist für alle Zeit.

Gewiß, wir nutzen das Geheimnis, es wird uns zur Gewohnheit. Einmal ziehen auch die großen Luftschiffe dahin und rühren niemand dazu, den Hut vom Kopfe zu nehmen. Auch dem Wunder der Menschengeburt folgt die Alltätigkeit des Menschenverkehrs. Doch diese erste Sekunde war groß für jeden, dem sie die erste war.

Dann folgt der Absturz in den Werkeltag. Es gibt solcher Abstürze ins Banale die den Menschen richten. Wenn die Zeitung „Unioersul“ — welch ein Zerrbild des Universums! — diesen Flug aus jenem chauvinistischen Gefühl, das einem Mangel an Intelligenz entspringt, als unerwünschten Besuch Rumäniens darstellt, so ist wieder eine andere Seite des menschlichen Wesens sichtbar geworden. Ja, wir alle müssen wie der Zeppelin zur Erde zurück, doch jedem steht hier die Wahl frei: Ackerboden oder Kot.

Deutsches Theater. Außer einem kleinen Star-Ensemble mit Moissi besuchte im Herbst eine Wiener Truppe Siebenbürgen und spielte eine Auswahl aus dem Repertoire der westlichen Bühnen. Die Leistungen waren recht gut, auch, was in der Provinz selten zu geschehen pflegt, die Regieführung. Die Stükauswahl allerdings bewies zum wiederholtenmale unsere Abhängigkeit von dem zweifelhaften Geschmack der führenden Bühnen, die heute aus wirtschaftlichen Gründen der Masse manche Konzession machen. Unser Publikum ist keineswegs mit einer besseren Spürnase versehen. Die wertvolleren Stücke waren wenigstens in Kronstadt bezeichnenderweise schlecht besucht.

Egon Hajek verließ Siebenbürgen, um eine Pfarre in Wien zu übernehmen. Manche Mitarbeiter des „Alingsor“, denen nur im Auslande ein Arbeitsfeld geboten war, haben schon vor ihm den gleichen Schritt getan, so daß sich aus dem Bedauern über diese Fälle schließlich die Frage hebt, ob wir durch solche geistigen Uderlässe auf die Dauer nicht geschwächt werden. Die Frage erheben, heißt sie bejahen.

Wie der Fall Hajek wieder beweist, ist es eine besondere Gattung Mensch, die das Weite und Weitere sucht. Es sind die unruhigen Elemente, die talentierten, die im zähgefügten Boden dieses Volkes nicht so tief einwurzeln, um nur aus ihm zu bestehen, oder trotz stärkster Sehnsucht danach von ihm hinausgedrängt werden. Beides ist möglich. Die Siebenbürger Sachsen sind dem Nicht-Alltäglichen gegenüber leicht gehässig und verschlossen. Wir haben darüber oft Klage geführt, wenn für einen tüchtigen Mann im Land kein Brot zu finden war, das dem Duzendmenschen oder guten Better in den Mund gesteckt wurde. Daß sich der Bettler vor der verschlossenen Tür lieber wegschleifte als seinen geheimen Reichtum für eine ihn zerstörende Brotstellung zu verraten, wird ihm niemand verdenken und jeder die Schuld dafür unserem Volke zuschreiben. Auch wo einer der Heimat den Rücken kehrt, weil ihn eine große Aufgabe in der Fremde erwartet, die hier nicht erwachsen kann, werden wir ihm zustimmen. Künstler, Journalisten und andere gingen so mit Recht fort.

Bei Hajek liegt die Sache anders. Er hat mit seiner Tätigkeit immer Anklang gefunden. Seine Sprunghaftigkeit verhinderte nicht, daß ihm bereitwillig Raum und

Wirkungsfeld überlassen wurden. Es hat wohl selten einer, der auf so vielen Gebieten zu arbeiten strebte, auf allen so rege Teilnahme gefunden. Gewiß, die ihm Nahestehenden wurden durch solche Wendigkeit oft stußig, aber die Urbanität seines Wesens, sein rastloses Wollen waren stets ein Gewicht gegen manche Bedenken.

Wo er nun aus diesem tätigen Kreis, den man für immer geschlossen wähnte, seitdem er, der Schöngelb, Pfarrer das heißt religiöser Künstler geworden war, schon so bald heraustritt, da möge er es dem Kollegen in litteris nicht verargen, daß der den Kopf schüttelt. Gewiß, uns ist die Wut über die Kleinheit im Lande oft aus dem Zaun gesprungen. Die Ausrufe: Ich gehe und pfeife auf alles hier!, die Antwort: Recht hast du! — die haben wir uns wechselseitig bei mancher Gelegenheit geboten und selbst bei dieser. Doch die Frage bleibt: Weshalb und wohin? Sie muß kühl erwogen werden. Hajek trieb nicht der heimische Unverstand, nicht die Not weg, nicht ein großes Ziel. Ein Egon Hajek avanciert nicht, wenn er einer der namenlosen Pfarrer in Wien wird. Ein Seelsorgeramt bei uns ist wahrscheinlich an innerer Bedeutung größer und genau so groß, wie man es macht. Ausichten und Möglichkeiten der Großstadt? — Wer sagt denn, daß die den Schriftsteller innerlich befördern, der so wie er inmitten eines lebendigen Volkstums auf längst gekletterter Höhe arbeiten und schaffen könnte. Erfolge, Verbindungen? Sucht er das? Und gewährleistet sie ein Pfarrersposten in Wien? Darf ein solcher Wunsch, dessen Erfüllung beim Wohnsitz in Kronstadt genau so möglich wäre, einen Pfarrer bestimmen, die oft selbst betonte Verbindung mit der Heimat, wo man zu den Wenigen gehört, mit einer Heimatlosigkeit zu vertauschen, aus der die geistige Nahrung des Werkes gewiß zögernder fließt als hier? Oder glaubt er in Wien eine religiöse Mission zu haben?

Nein, „Weshalb und wohin?“ ist nicht kalt zu beantworten. Die Frage ist heiß. Die Kerne muß, bei solcher Wahlfreiheit wie Hajek sie hatte, eine Steigerung der hier erstrebten Aufgabe sein, ein geistiges hier nicht mögliches größeres Ziel aufstellen, verläßt man ihr zuliebe den Heimatsboden, dem man sich wie er auch priesterlich angeweiht hat. Hajek halte es dem Kollegen zugute, daß er die zwingende Ursache nicht sieht und ein Fragezeichen hinter diesen Entschluß macht. Wie in Hajeks Dichtung mitunter Anschauung und bluthaftes Erleben vor einer phantastischen Wendigkeit zurücktritt, mangelt diesem Entschluß das Schwergewicht, das zum geborenen Werke führt.

Sein Entschluß ist vollzogen. Wir wünschen, daß unsere Beziehungen zu ihm wie Seile halten. Der Platz, den er verläßt, läßt eine Lücke.

Am 11. September schon nahm Hajek mit einem Vorleseabend seiner neuesten Dichtungen in Kronstadt Abschied. Er las Gedichte, eine Novelle und aus einem „Drama“, über das ihm zuliebe kein Wort verloren sei. Die Novelle war in den ersten Teilen interessant, das Thema gut gewählt, wenn auch der Schluß unmotiviert erscheinend und in Einzelheiten der Anschauung ermangelt. Obgleich also das Ganze unferlig ist, war doch hier ein Wollen zu spüren, um dessetwillen es uns doppelt berührt, daß Hajek die Heimat verlassen hat.

Heinrich Jülich

erste

Sept. 11/1929

Seite 434-435

i k g s